

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 52 (1985)

Artikel: Burgdorf vor 100 Jahren : Jugenderinnerungen von Bundesrat Karl Scheuer
Autor: Böschenstein, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Burgdorf vor 100 Jahren

Jugenderinnerungen von Bundesrat Karl Scheurer

herausgegeben von Hermann Böschenstein

Einführung

Als die Mutter von Bundesrat Karl Scheurer (1872–1929) am 9. Februar 1927 ihr 80. Lebensjahr vollendete, überreichte ihr der Sohn einen nahezu 300 Seiten umfassenden Band Aufzeichnungen über seine Kindheit und Jugend. Anna Verena Scheurer-Grossenbacher erlebte den Aufstieg ihres Sohnes zum Regierungsrat, Nationalrat, im Dezember 1919 zum Bundesrat, und am 14. November 1929 den Tod des vom Bernervolk hochverehrten Magistraten. 1941 starb sie im Alter von 95 Jahren.

Ein wesentlicher Teil dieser Jugenderinnerungen ist Scheurers Gymnasialjahren in Burgdorf gewidmet. Als der Schreibende im Jahre 1971 die Tagebücher Scheurers, die Jahre 1914 bis zu seinem Tode umfassend, mit einer biographischen Einleitung herausgab, standen ihm diese Erinnerungen zur Verfügung. Anlässlich eines Besuches von Dr. Alfred O. R. Schmid (Burgdorf) beim Verfasser des Buches, das innert kurzer Zeit vergriffen war, kam die Rede auf die Burgdorfer Jahre. Die Anregung, diesen Abschnitt zu veröffentlichen, fiel bei der Schriftleitung des Burgdorfer Jahrbuches auf lebhafteste Zustimmung, die Willi Fankhauser übermittelte.

Karl Scheurer wurde am 27. September 1872 als zweites Kind von Alfred Scheurer¹ geboren, der in Erlach, seiner Vaterstadt, in dürftigen Verhältnissen aufwuchs und dank seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten sich den Weg zum Rechtsstudium erschloss, 1866 Gerichtspräsident in Trachselwald wurde, zwei Jahre später als Fürsprecher und Notar in Sumiswald-Grünen eine Praxis eröffnete und in kurzer Zeit ein erfolgreicher Anwalt wurde. Das Vertrauen seiner Mitbürger führte ihn rasch zum Präsidium des Gemeinderates und 1871 in den Grossen Rat, ein Jahr später in den Nationalrat. Als in der schweren Eisenbahnkrise 1878 acht von neun Regierungsräten ausschieden, wurde Alfred Scheurer in die Regierung gewählt, der er als einflussreicher Finanzdirektor bis 1904 angehörte. 1882 erwarb er das im Dorf Gampelen gelegene Bauern- und Rebgut, dem er sich nach dem Rücktritt aus der Regierung tatkräftig widmete; er starb am 2. Mai 1921

in Gampelen. Er hat seinen Lebenslauf, wie später der Sohn, selber beschrieben.

Karl Scheurers Aufzeichnungen beginnen in Sumiswald, wo der Knabe „ein überaus glückliches“ Familienleben erfuhr, dessen Mittelpunkt die Mutter war. „Sie hatte keine andere Bildung als die, die eine überfüllte Dorfschule der fünfziger Jahre geben konnte; sie war aber mit einer grossen Intelligenz ausgerüstet, dazu mit einem liebevollen Herzen, war unermüdlich tätig und immer hilfsbereit.“

Als der Vater in die Berner Regierung gewählt wurde, musste die Familie nach der Stadt übersiedeln. Das nächste Kapitel beschreibt das Leben des kleinen Schülers vor den Toren der Stadt, im alten Haus der Familie von Greyerz im Breitenrain, in einem grossen Park mit „prächtigen, zum Teil seltenen Bäumen“ gelegen; Karl besuchte eine Privatschule in der Stadt, die nicht nur „viel kleiner, sondern viel einfacher, kleinstädtischer, gemütlicher“ war. Mit der Mutter kam er zum ersten Mal, von Erlach aus, wo die Grossmutter väterlicherseits lebte, nach Gampelen, wohin eine Tante des Vaters geheiratet hatte. Als Karl im zehnten Altersjahr stand, übersiedelte die Familie, inzwischen auf vier Kinder angewachsen, in das Dorf, wo Alfred Scheurer den Hof des angeheirateten, nicht mehr voll arbeitsfähigen Onkels erworben hatte. Gampelen wurde zur eigentlichen Heimat, und dort wurde der Bundesrat denn auch zu Grabe getragen; dort hatte er als Regierungsrat und Bundesrat die meisten Wochenenden und Ferien verbracht. Das Leben in Gampelen, die Schulzeit in Ins stehen in der Mitte der Jugenderinnerungen, obwohl er als Kind nur drei Jahre dort verbracht hatte. Denn im Winter 1884/85 eröffnete ihm der Vater, er habe für die weitere Ausbildung das Gymnasium Burgdorf bestimmt. Dort stehe Karl ein Heim in Aussicht, weil ein Bruder der Mutter, Fritz Grossenbacher, der Tierarzt war, im Begriff stehe, sich zu verheiraten und bereit sei, den Neffen in seinem Hause aufzunehmen. So kam Karl nach einem schmerzlichen Abschied von der Familie, vom Hof, vom Dorf zur Aufnahmeprüfung nach Burgdorf, wo er, seinem Alter entsprechend, in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen wurde. Von Latein und Französisch wusste er nichts, aber er wurde aufgenommen, weil er in den übrigen Fächern „so gut Bescheid wusste wie meine Klassengenossen“ und sich verpflichtete, während des ersten halben Jahres Privatstunden zu nehmen.

Die zweite Hälfte der Aufzeichnungen gilt vor allem, abgesehen von den Ferien in Gampelen, dem Leben in Burgdorf. Das Gymnasium, die Lehrer, die Mitschüler, die Unterrichtsmethoden, der Lehrstoff, dann das Kadettenwesen und die Schülerverbindung Bertholdia beanspruchen breiten Raum. Es gehört zur

Eigenart Scheurers, dass er in diesen Erinnerungen, wie ja auch in den umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen des Junggesellen, zu den Erlebnissen und Erfahrungen Stellung nimmt, die Zeitgenossen beurteilt, manchmal kritisch und seinen Gefühlen offen Ausdruck gebend. Die Fülle des Stoffes gebot die Auswahl, und weil die im Rückblick oft nicht gemilderten Urteile über Zeitgenossen, die die heutige Generation höchstens noch vom Hörensagen her kennt, zwar der offenherzigen und wahrheitsliebenden Art Scheurers entsprechen, aber manchem Leser zu subjektiv erscheinen mögen, haben wir sie nur andeutungsweise wiedergegeben. Anders verhält es sich etwa mit dem Erziehungsdirektor Albert Gobat², dessen Gymnasialreform in die letzten Schuljahre Scheurers fiel, und die er ausführlich erörtert. Ein eigenartiges Schicksal wollte es, dass Scheurers Leben in mannigfacher Weise mit dem mächtigen jurassischen Politiker verbunden war. Der Pfarrerssohn aus Tramelan, der zuerst, wie Bundesrat Carl Schenk, im pietistischen Institut Kornthal in Württemberg erzogen wurde, dann die Gymnasialzeit in Neuenstadt und Basel verbrachte, in Heidelberg zum Doktor der Rechte promovierte und mit 25 Jahren gegen den Willen der Fakultät Professor an der Universität Bern wurde, trat mit 39 Jahren in die Regierung ein. Während 24 Jahren leitete er die Erziehungsdirektion, autoritär, in ständige Auseinandersetzungen mit der Primarlehrerschaft und der Universität verstrickt, Schöpfer des Primarschulgesetzes und der gegen die alten Sprachen gerichteten Gymnasialreform. Den Naturwissenschaften und der Technik zugetan, nach der Erziehungsdirektion noch sechs Jahre dem Innern (heute Volkswirtschaft) vorstehend, in seinen letzten Lebensjahren Leiter des internationalen Friedensbüros in Bern und 1902 mit Elie Ducommun mit dem Friedens-Nobelpreis ausgezeichnet, war Gobat noch zwei Jahre lang Regierungskollege Scheurers, der im Tagebuch von ihm sagte: „Furcht kannte er nicht, und Kampf war ihm ein Bedürfnis. Seine Absichten hielt er nicht zurück; er gab sie oft in der schärfsten Form von sich.“ In vielem war Gobat, unerschütterlich an den Fortschritt der Menschheit glaubend, seiner Zeit weit voraus. Er bereiste Amerika und schrieb ein Buch darüber, war Verfasser einer volkstümlichen Schweizergeschichte, strebte eine Hochschulkoordination mit Zürich und Basel an. Er glaubte an die Völkerverständigung. Viereinhalb Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges starb er nach einem ungemein tätigen und kämpferischen Leben, 71 Jahre alt. Dreissig Jahre lang hatte Gobat der Bundesversammlung angehört, zuerst sechs Jahre, als Nachfolger von Scheurers Vater, dem Ständerat, dann bis zu seinem Tode dem Nationalrat und dreissig Jahre lang der Regierung; weder vor noch nach ihm hatte ein Regierungsrat eine so lange Amtszeit erreicht. Angesichts der heute vorhandenen Gymnasial-

typen scheint die Bedeutung der Gobat'schen Reform verblasst, aber was sie in ihrer Zeit darstellte, wird aus der Sicht des Burgdorfer Gymnasiasten deutlich und soll hier festgehalten werden.

Mit den Burgdorfer Erinnerungen werden die Schilderungen der Höfe, auf denen Scheurer als Kind und von Burgdorf aus als Schüler zu Gast war, ferner von Thorberg wiedergegeben. Damit wird ein Stück emmentalische Vergangenheit lebendig. Und im Gedenken an Thorberg macht er sich seine Gedanken zum Strafvollzug, dem er Zeit seines Lebens nahestand. Denn seine um ein Jahr ältere Schwester Anna Verena³ war mit dem Schöpfer eines neuzeitlichen Strafvollzugs und langjährigem Direktor der bernischen Strafanstalt Witzwil, Dr. h.c. Otto Kellerhals,⁴ verheiratet. Ihr Sohn, Hans Kellerhals⁵ übernahm nach dem Vater die Leitung von Witzwil. Mit ihm und seinen Brüdern war der Onkel eng verbunden. Dem langjährigen verdienten Direktor der Eidgenössischen Alkoholverwaltung, Dr. med. h.c. Otto Kellerhals⁶, dem der Verfasser die Herausgabe der Tagebücher verdankte, sei auch an dieser Stelle der Dank für die nachstehende Veröffentlichung ausgesprochen. Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Alfred G. Roth, dem Kenner der Geschichte Burgdorfs, der die schwierige Arbeit übernahm, die erwähnten Personen und Orte zu identifizieren und den Beitrag zu illustrieren. – Für Auswahl und Aufteilung wurde mir freie Hand gelassen.

1. Erste Eindrücke von Burgdorf 1885

In der neuen Umgebung kam mir zunächst alles gross und vornehm vor; die drei Jahre in Gampelen hatten genügt, mich das, was ich in Bern von städtischem Leben und Verkehr erfahren hatte, sozusagen ganz vergessen zu lassen. Das *Gymnasium*, das ursprünglich als Waisenhaus gebaut worden war und mehrere Jahrzehnte diesem Zweck gedient hatte, erschien mir als ein Palast, trotzdem es weder nach Grösse noch nach innerer Einrichtung sich besonderer Vorzüge erfreute; es war schon für die damaligen Zeiten einfach, heute wäre es auch ganz bescheidenen Anforderungen nicht entsprechend.

Die Einrichtung, wonach in jeder Stunde ein anderer Lehrer vor uns hintrat und uns in seine Behandlung nahm, war mir ganz neu, wie auch die Einheitlichkeit der Klasse, in der nur ein Jahrgang zusammen sass und unterrichtet wurde, während in Gampelen die Schüler von vier und mehr Jahresklassen im gleichen Raum vereinigt gewesen waren.

Auch die Schüler machten auf mich einen grossen Eindruck, sowohl diejenigen meiner Klasse, die dem Neuling gegenüber mit dem Gewicht auftraten, das Gewohnheit und Erfahrung geben, als namentlich diejenigen des Obergymnasiums mit ihren blauen Mützen und dem selbstbewussten Benehmen; mir schien, dass selbst die Lehrer vor ihnen grosse Achtung haben müssten.

Nachdem der erste Schrecken überwunden war, fand ich mich verhältnismässig rasch in die neuen Verhältnisse. In der Schule kam ich ohne Mühe nach, der Unterricht in der Volksschule erwies sich in verschiedenen Hinsichten demjenigen des *Progymnasiums* gewachsen, in andern Richtungen, so z. B. im Rechnen, sogar überlegen. Ich schreibe das namentlich dem Umstand zu, dass wir in Gampelen weniger Dinge gehört und gelernt hatten, dafür aber das, was wir wussten, sicher behielten. In mehreren Fächern, Geschichte, Geographie und dergl. kamen mir die Kenntnisse zu-statten, die ich mir bei der leidenschaftlich betriebenen Leserei erworben hatte und die sich nun bei dem geordneten Unterricht dort einfügten und verwenden liessen, wo sie hingehörten. Böser stand es allerdings mit dem Französischen und dem Latein, im einen war ich zwei Jahre, im andern ein Jahr hintendrein und musste nun die Lücken mit Hülfe von Privatstunden so rasch wie möglich ergänzen. Es ging das nicht ganz leicht. Einmal war ich für mein Alter mit den übrigen Schulpflichten schwer genug belastet und zudem ganz auf mich allein angewiesen, und sodann lag meine Begabung nicht auf dem sprachlichen Gebiet; mit Ausnahme der Muttersprache habe ich im Gegenteil hier immer viel mehr Mühe gehabt, vorwärts zu kommen, als in den meisten der übrigen Fächer. Immerhin ging es, wenn ich auch die Folgen des gezwungenermassen eiligen Unterrichts noch Jahre lang spürte.

Mit den Mitschülern kam ich bald in gute Beziehungen. Es waren ihrer etwa dreissig, mit Ausnahme meines Freundes *Steinmann*¹ alle von Burgdorf oder der nächsten Umgebung stammend. Die allermeisten waren Söhne von Handwerkern, Gewerbetreibenden, Beamten aus dem Städtchen selber. Die Minderzahl war zum Besuch des Ober-Gymnasiums und der Hochschule bestimmt; da Burgdorf, wie übrigens heute noch, keine Sekundarschule für Knaben besass, diente das Progymnasium als solche. Von meinen ursprünglichen Klassengenossen aus der Sexta haben nur drei mit mir die Schule bis zum Schluss durchlaufen und das Maturitätsexamen bestanden. Infolgedessen habe ich die meisten von ihnen aus den Augen verloren, hie und da stosse ich etwa plötzlich auf einen und werde deutlicher

als sonstwie an jene ersten Zeiten meines Burgdorfer Aufenthaltes erinnert. Mir waren sie alle wohlgesinnt; von Plagereien, wie sie manchmal den Neueintretenden beschert sind, habe ich nie etwas gespürt. Der Geist war im allgemeinen ein guter und ist es die ganze Zeit hindurch trotz allen Wechseln geblieben. Weder in der Klasse vor uns noch in der nachfolgenden war das im gleichen Masse der Fall, und ich habe es schon während meiner Schuljahre in Burgdorf und erst recht später als einen wahren Glücksfall empfunden, in eine so angenehme Umgebung geraten zu sein. Es lässt sich fast nicht sagen, wie leichter einem das Schulleben wird, und wie besser alles geht, wenn die Klasse, der man angehört, von guten Auffassungen beherrscht wird.

Die *Lehrer* waren sehr verschiedener Art; von den Primar- und Sekundarlehrern der untern Klassen, die ihren Zöglingen den üblichen Bildungsstoff beizubringen hatten, ging es bis zu den gelehrten Herren Doktoren, die die alten Sprachen lehrten, oder zu den Vertretern der höhern Mathematik und der uns vorderhand noch verschlossenen geheimnisvollen Gebiete der Physik und Chemie. Mir will es heute noch scheinen, dass der damalige Lehrkörper des Gymnasiums Burgdorf im ganzen genommen auf einer hohen Stufe stand. Gewiss fehlte es nicht an Lehrern, denen die Begabung für ihren Beruf abging und die Mühe hatten, ihre Schüler in Zucht zu halten und in der Erkenntnis zu fördern; daneben standen aber solche mit ganz ausgezeichneten Eigenschaften; während mittendrin auch diejenigen vertreten waren, die schlecht und recht ihre Pflicht taten und entsprechende Ergebnisse ihrer Arbeit und Mühe erzielten. In der *Literarabteilung* war alles auf die alten Sprachen eingerichtet; wir spürten das schon in unserer Klasse. Der Rektor² war Altphilologe, und mit ihm waren noch mehrere andere Vertreter da, die teils ausschliesslich, teils neben andern Fächern den widerstrebenden Köpfen Latein und Griechisch beizubringen hatten. Die Naturwissenschaften traten zurück. Mit den heutigen Einrichtungen verglichen waren die Lehrzimmer und Sammlungen, die ihnen zur Verfügung standen, geradezu dürftig. Etwas besser erging es der Muttersprache und der Geschichte, verhältnismässig sehr gut der Mathematik.

Es war beabsichtigt, mich meinem Onkel Grossenbacher, der als Tierarzt in Burgdorf niedergelassen war, zur Obhut zu überantworten. Da er aber erst im Herbst 1885 einen eigenen Hausstand gründen wollte, wurde ich vorläufig in andere Hände gegeben und zwar in diejenige der *Pension Haas*, die in einem einzelstehenden Haus an der Oberburgstrasse untergebracht war. Der Hausherr, *Franz Haas*,³ war der Bruder unseres Pfarrers in Gampelen

und von Sumiswald her mit meinem Vater gut bekannt. Er bekleidete das Amt eines Staatsanwaltes des Emmentals und zugleich dasjenige des Präsidenten der Schulkommission des Gymnasiums. Seinem Bruder in Gampe-
len glich er wenig, von dessen künstlerischen Neigungen und eigenartigen Äusserlichkeiten merkte man nichts bei ihm. Er war ein Jurist der alten Schule; einfach, bestimmt und seiner Sache sicher, von wenig Worten und wenn nicht geradezu unfreundlich, so doch ernst und zurückhaltend in seinem Wesen. Lebhafter war seine Frau *Therese*,⁴ eine Wirtstochter von Goldbach, die in ihrer Jugend als das schönste Mädchen im Emmental gegolten hatte. Ich glaubte es gern, war sie doch immer noch hübsch und konnte sie sich auf ihre Tochter berufen, die zu jener Zeit eine anerkannte Schönheit Burgdorfs war. Kostgänger im Hause Haas waren einige Kaufleute, dazu mehrere Schüler des Obergymnasiums und dann ich grüner Junge. So wenig ich es suchte, so wurde ich doch wie ein Erwachsener und jedenfalls ganz anders behandelt, als ich es von daheim gewohnt war. Ich wohnte in einem eigenen Zimmer, wurde dort und bei Tisch bedient wie ein Herr, wenigstens kam es mir so vor, und hatte nichts anderes zu tun als mich zu bestreben, in möglichst kurzer Zeit möglichst gescheit zu werden. Gewiss wurde zu mir gut gesehen, und doch fühlte ich mich einsam, war es wohl auch mit Rücksicht auf mein Alter, stand ganz auf mich selbst angewiesen da. Dass ich unter diesen Umständen der mir obliegenden Pflichten gegenüber der Schule nicht immer Meister wurde und daneben an schwerem Heimweh litt, ist begreiflich. Der guten Frau Haas mag ich wohl manchen Kummer gemacht haben, war sie doch an ältere und besser dressierte Zöglinge gewöhnt, als ich, bei aller Bescheidenheit, einer war. Ich erinnere mich immer noch des Schreckens, der sie befiel, als ich eines Abends die wenigen dünnen Fleischschnitten, die neben der üblichen Kartoffelrösti herumgereicht wurden und mehr als Schmuck der Mahlzeit denn als wirkliche Speise gedacht, zur Hauptsache allein auffrass.

Nachdem einmal der schwere Anfang überwunden war, fand ich mich rasch in den *Schulbetrieb*. Er war nach heutigen Anschauungen allerdings streng und eintönig, hatte aber doch das Gute, dass man wusste, woran man war, und die genaue Innehaltung der Zeiten, die Pflicht zum Lernen inner- und ausserhalb der Stunden usw. als ganz selbstverständliche Dinge erschienen. Daneben war der herrschende Ton durchaus freundlich, und von Prügel und dergleichen wussten wir eigentlich gar nichts. Eine wohlverdiente und im richtigen Augenblick erteilte Ohrfeige wurde von niemandem beanstandet, nicht einmal von dem, der sie erhielt. Je seltener ein

solches Ereignis vorkam, desto grösser war die Wirkung. Gleich stand es mit den andern Sachen, namentlich dem Arrest, der sparsam, aber deswegen nur umso erfolgreicher verhängt wurde.

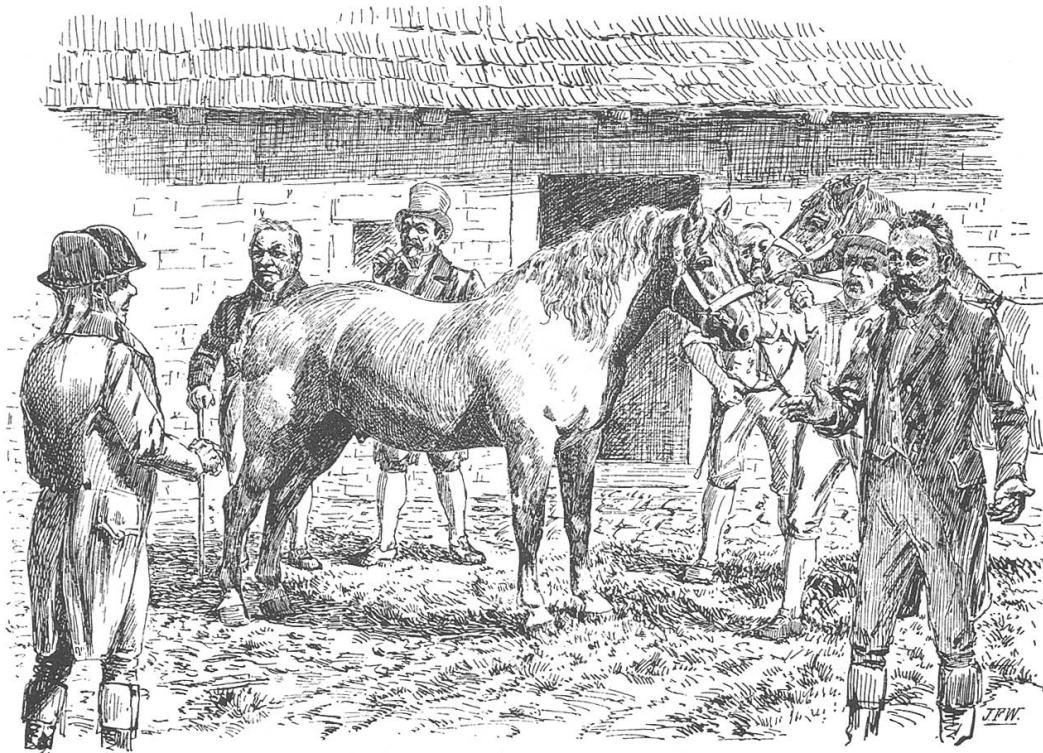
Die ganzen sechs Jahre hindurch, die ich in Burgdorf zubrachte, fiel nicht manche Unterrichtsstunde aus. Die Lehrerkonferenzen wurden *neben* dem Stundenplan abgehalten, und von den Klagen, die man heute in Bern hört, dass die Kinder jeden Augenblick wegen irgend eines Anlasses nach Hause geschickt werden, vernahm man damals nichts. Auch die Hitzeferien und dergleichen wurden äusserst spärlich bewilligt. Jedenfalls wusste jeder von uns, dass der Schulbetrieb streng sei und die Verletzung der geltenden Ordnung als schwerer Fehler angesehen und geahndet werde.

2. Im Hause des Onkels

Im Herbst 1885 verheiratete sich der Onkel *Grossenbacher*¹ und ich zog, wie abgemacht, zu ihm und seiner jungen Frau. Mit dem Onkel stand ich seit jeher sozusagen in einem kameradschaftlichen Verhältnis, so dass das Zusammenleben mit ihm keine Schwierigkeiten bot. Die Tante, *Elise Rothen*, geb. 1863, war eine Bauerntochter von Wynigen, des Stadtlebens also auch nicht gewohnt und in Burgdorf so fremd oder fremder als ich. Die Wohnung der jungen Familie befand sich in der untern Stadt, im Hause der sogenannten untern Apotheke an der Metzgergasse. Sie lag im zweiten Stock, während das Sprechzimmer des Onkels, in dem er auch seine Arzneimittel und Instrumente untergebracht hatte, zu ebener Erde neben der Apotheke des Hauseigentümers, *Beda Brögli*,² eingerichtet wurde. Das Haus war alt und weitläufig; heute ist es durch einen Neubau ersetzt. Es besass weder laufendes Wasser noch Gas- oder anderes Licht. Auf der einen Seite stiess es an den Gewerbekanal, durch ihn von der grossen Handelsmühle Dür getrennt. Der Lärm der Mühle und das Rauschen des Wassers waren immerwährende Geräusche, an die man sich nach anfänglichem Widerstreben rasch gewöhnte. Eine Magd wurde vorläufig als überflüssig angesehen. Die Tante besorgte den Haushalt allein, und ich wurde naturgemäss ihr Gehülfe. Nun war es fertig mit dem Bedientwerden, das ich in der Pension Haas gefunden hatte. Ich bekam wieder Gelegenheit, die mir von daheim wohlvertrauten Arbeiten des Wassertragens, Wischens, Schuhputzens, Botendienstes usw. zu übernehmen. Es gab das alles nicht wenig zu tun, da wie gesagt das Haus weitläufig war; insbesondere das Zuschleppen des Wassers

vom ziemlich weit entfernten Brunnen³ über die beiden steilen Treppen hinauf war kein Vergnügen und für mich Knirps eine ganz erhebliche Aufgabe. Dazu kam der zeitweilig starke Verkehr der Klienten, die unten läuteten und denen Bescheid geben musste, wer gerade da war. Am schwersten war die Aufgabe am Sonntag, wenn Onkel und Tante nach Wynigen fuhren und mich als Hüter zu Hause liessen. Da habe ich dann oft einsame und schwere Nachmittage verlebt und mich in dem grossen, fast unbewohnten Hause gehörig gefürchtet, namentlich an den langen Winterabenden, wenn die Heimkehr der Verwandten sich bis spät hinauszog. Ich wurde auch zum Koch für das Frühstück ernannt und habe den ganzen ersten Winter hindurch den Kaffee gekocht, den Tisch gedeckt, den Ofen geheizt und das Sprechzimmer des Onkels, das eingerichtet war wie ein Geschäftsmagazin, geöffnet. Geschadet hat mir das allerdings weiter nicht viel; immerhin kann ich heute noch das Gefühl, das mich damals manchmal befiel, als ob mir doch auch gar viel zugemutet werde, wohl verstehen und ihm nicht alle Berechtigung absprechen (s. Tafel 5).

Für mich hatte das Leben im Hause des Onkels den Vorteil, dass ich mit einer Menge von Leuten in Berührung kam. Da waren seine Kunden aus der Stadt Burgdorf selber, die Müller, Brauer, Baumeister, Käsehändler, Fabrikanten usw., dann ihre Knechte. Nicht minder auch mit den Leuten von der Umgebung, namentlich den zahlreichen Landwirten, die im weiten Umkreis wohnten und häufig in die Stadt kamen. Ich musste oft dem Onkel Handreichungen tun, dann auch in seiner Abwesenheit Bescheid geben. Manchmal nahm er mich mit, wenn er, wie er das sozusagen jeden Nachmittag tat, mit seinem Wagen über Land fuhr. Ich habe von all' diesen Leuten viele Freundlichkeit erfahren, sie waren mir alle wohlgesinnt und verfolgten mein Wachsen, körperlich und geistig, mit grosser Anteilnahme. Mit vielen von ihnen wurde ich in spätern Jahren gut bekannt, und heute noch zähle ich manchen treuen Freund in jenen Kreisen, wenn schon der Tod die meisten von ihnen, die ja alle viel älter waren als ich, weggenommen hat. Mein Onkel war nicht nur ein aussergewöhnlich tüchtiger Pferdearzt, er war namentlich auch ein herzensguter und stets hilfsbereiter Mensch; er wurde der Ratgeber und Helfer seiner Kunden nicht nur im Stall, sondern auch in allen sonstigen Nöten, und er hat mit seiner Anteilnahme und seinem guten Rat viel mehr Leuten geholfen, als das irgend jemand nur ahnte. Von der Zuneigung, die er sich dadurch erwarb und die bei der schweigsamen Art unserer Leute nur schwer zu entdecken war, fiel auch ein Strahl auf mich. Manches freundliche Wort habe ich von Männern



J. F. Wermuth; Rosshandel; rechts Tierarzt Grossenbacher

gehört, die damit sonst nicht sehr freigebig waren, und das hat mir den Aufenthalt leichter gemacht, als ich es damals selber ahnte.

3. Das Leben in der Kleinstadt

Nach und nach wurde ich so mit dem Städtchen Burgdorf und vielen seiner Bewohner vertraut. Die Jahre meines Aufenthaltes waren für die Ortschaft ganz ruhige. Ich glaube, während der ganzen Dauer sei in Burgdorf kein einziges Haus gebaut worden. All' das, was an neueren Bauten heute vorhanden ist, stammt aus einer späteren Zeit. Abgesehen von der jährlich wiederkehrenden Solennität, dem Jugendfest, hat meines Erinnerns die ganzen sechs Jahre hindurch keine grössere Veranstaltung stattgefunden. *Das Leben* ging einen ganz ruhigen Gang, etwas langweilig und trocken, aber ernsthaft und zuverlässig. Wenn von den drei Städten Thun, Biel und Burgdorf gesagt wird, dass die erste nicht arbeite, dafür aber trinke, die zweite arbeite und trinke, die dritte arbeite und nicht trinke, so liegt in die-

sem Urteil, soweit es Burgdorf anbetrifft, ein gutes Stück Wahrheit, trotzdem die Tante das jeweilen mit Heftigkeit bestritt. Die herrschende Lebensart der Burgdorfer hat etwas Philisterhaftes an sich, was dem Städtchen nicht wenig Spott zugezogen hat.

Aber unter der anscheinenden Engherzigkeit und Kleinlichkeit liegen eine ganz überraschende *Entschlusskraft* und ein *Wagemut*, die in den entscheidenden Augenblicken immer wieder zum Durchbruch kommen. Auch der Sinn für höhere Dinge fehlt den Bürgern nicht, so kühle Rechner und sparsame Geschäftsleute sie auch sein mögen. Diese Eigenschaften haben sich bewährt, als es sich darum handelte, in den fünfziger Jahren die Eisenbahn, die zuerst über Kirchberg hätte führen sollen, über Burgdorf zu bauen; die Ortschaft sicherte sich den Anschluss durch das Opfer einer Million, was damals noch etwas anderes bedeutete als heute. Später zeigte sich ein gleicher Geist, als zu Anfang der siebziger Jahre die Gründung des Gymnasiums beschlossen wurde; auch hier waren erhebliche Lasten zu übernehmen, denen niemand mit Sicherheit die entsprechenden Vorteile gegenüberstellen konnte. Gleich ging es bei der Errichtung des kantonalen Technikums im Jahre 1891. Ich habe mit Recht bei einem festlichen Anlass, der fünfzigjährigen Gründungsfeier des Gymnasiums, der Stadt empfehlen können, als Wahrspruch das Dichterwort anzunehmen: „*Gib acht auf die Gasse, sieh' auf zu den Sternen.*“ Sie hat, wohl ohne es zu kennen, danach gelebt.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes lebten noch die Angehörigen eines nun längst dahingegangenen Geschlechtes; deren Enkel sind heute die leitenden Männer, wenn nicht schon da und dort die Urenkel sich zum Wort und zur Tat melden. Da wirkten noch der alte *Doktor Dür*¹, die Fürsprecher *Reichenbach*² und *Andreas Morgenthaler*,³ die Leinwandfabrikanten *Andreas*⁴ und *Rudolf Schmid*,⁵ alles Männer von grosser Tüchtigkeit und Erfahrung und Kinder einer ganz anderen Zeit. Es lebten noch die Führer der drei grossen Käsehandlungen, der alte, wie ein englischer Kaufmann aussehende Herr *Fehr*,⁶ der stattliche Kommandant *Mauerhofer*,⁷ der freundliche und runde Papa *Grieb*⁸ mit seiner ebenso gearteten Frau,⁹ der die Locken zu beiden Seiten hinabfielen.

Die ganze *Lebenshaltung* war bei Reich und Arm einfach und ruhig, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung kaum bemerkbar. Von einem hohen Geistesflug war nicht viel zu spüren. Was am eifrigsten gepflegt wurde, war die Musik; der Hauptträger war der *Liederkranz*,¹⁰ der damals unter die ersten Gesangvereine der ganzen Eidgenos-

senschaft gehörte. Daneben lebte alles, so gut es ein jeder verstand; in engem Rahmen und in althergebrachter Weise. Auch da, wo die Wellen etwas höher gingen, herrschten Mass und Ordnung, und die Ausschweifung ging mit Wissen der Bürgerschaft und unter ihrer Billigung vor sich, handelte es sich um die Jahresfeier des bereits genannten Liederkranzes oder die grosse Wintersitzung des Akademischen Vereins und dergleichen. In der von frühern unruhigen Zeiten her bekannten Zeitung, dem „Volksfreund“, wurden unter Buchstaben, die jedermann bekannt waren, der Anti-Xantippen-Verein¹¹ oder der Doppelliterklub und ähnliche Vereinigungen zur wöchentlichen Zusammenkunft aufgeboden. Kurz, es war ein richtiges, enges, braves Kleinstadtleben.

Auch ich spielte dabei eine wenn auch nur unbedeutende Rolle. Unter dem Namen *Italienerklub*¹² bestand ein kleiner zwangloser Verein sanges- und trinkfreudiger Männer, zu denen mein Onkel gehörte, ja deren Führer er war. Sie hatten zu Anfang der achtziger Jahre eine Fahrt nach Italien gemacht, dabei gute Freundschaft geschlossen und waren als ein wohlgeschultes Doppelquartett zusammengeblieben. Zu ihren Sitzungen musste ich sie jeweilen aufbieten und kam so oft in die Häuser des Buchdruckers *Eggenweiler*, des Kaufmanns *Aeschbacher*, des Müllers *Schenk*, des Messerschmieds *Klötzli*, des Eisenhändlers *Dinkelmann*, des Spezierers *Jakob Dür* usw. Nicht überall war der Empfang immer freundlich. Mehrere der Frauen waren dem ganzen Wesen gar nicht gut gesinnt und nahmen meine Einladung nur knurrend und mit sauren Gesichtern an; sie behaupteten immer, in dieser Gesellschaft werde mehr getrunken als gesungen und immer viel zu spät ans Heimgehen gedacht. Am feindseligsten war die Frau Aeschbacher gestimmt; ihr Mann war die Stütze des zweiten Basses und ein herzensguter Mensch; leider vermochte er den Wein nicht mit der bei den andern Mitgliedern üblichen Würde zu ertragen, und so musste die Frau oft am Samstag abend oder am Sonntag ihren kranken Mann pflegen. Ich kann es ihr also nicht übel nehmen, wenn sie mich als den unschuldigen Überbringer einer unwillkommenen Einladung nicht freundlich empfing. Ich half mir so, dass ich unten an der Treppe die Glocke zog – die Leute bewohnten den ersten Stock eines Häuschens an der Lyssachstrasse – und wenn dann Frau Aeschbacher von oben her rief, wer da sei, so schrie ich so laut ich konnte: „*heute abend ist Italienerklub*“ und machte mich schleunigst davon. Trotz ihrem Gebrumm hat sie die Einladung ihrem Mann nie unterschlagen. Ich bin übrigens in spätern Jahren auch so eine Art Mitläufer des Klubs geworden und habe dabei gesehen, was er für die meisten seiner

Mitglieder bedeutete. Mein Onkel war musikalisch gut veranlagt, besass eine sichere und schöne Tenorstimme und verstand es, das Quartett zu ganz annehmbaren Leistungen zu führen. Für mehrere von ihnen, die sie alle auf harte Arbeit angewiesen waren, bildete der Italienerklub den Ort, wo sie aus dem täglichen Treiben in andere und höhere Schichten des Lebens und Denkens kamen und die Wohltat verspürten, die mit einem Verweilen in ungewohnten Gebieten geistiger Art verbunden ist. Sie haben aber nicht nur selber dabei Freude gefunden, sondern auch andern viel Freude gemacht und mehr als einmal ihre Zuhörer zu Tränen gerührt. Noch heute spricht meine Mutter davon, wie die Sänger, damals schon alle in vorge- rückten Jahren stehend, einst von der Anhöhe hinter unserm Haus über das Dorf Gampelen hinausgesungen und welch' tiefen Eindruck sie auf das von harter Arbeit aufschauende und aufhorchende Volk der Gampeler gemacht haben. Noch tiefer griff ihr Lied, als sie auf einer Reise ins Bündnerland am Abend spät in Splügen ankamen und in der Stille und Dunkelheit das „Heil'ge Nacht, o giesse Du“ sangen. Sie haben so manchen lauten und leisen Dank sich erworben und, was noch wertvoller ist, für sich selbst die Erhebung, die jedem Menschen notwendig und seine beste geistige Nahrung ist. Heute leben noch einige wenige von der Schar, die im Laufe der Jahre durch Angliederung neuer Freunde ein ganz stattlicher Trupp geworden war. Mir werden die Sänger immer in guter Erinnerung bleiben und als Zeugen dafür gelten, dass man auf einfache Art den Menschen aus dem Alltag in höhere Gebiete führen kann; es braucht nur jemanden, der das macht, und das verstand mein Onkel wie nicht bald einer (s. Tafel 4).

4. Die Kadetten

Neu und ungewohnt war für mich die Tätigkeit als Kadett. Sie war mit dem Gymnasium fest verbunden, und bis und mit der Quarta waren alle Schüler verpflichtet, mitzumachen. Daneben gehörten auch Freiwillige aus der Primarschule oder den umliegenden Gemeinden dem Korps an. Es war ganz nach militärischen Grundsätzen zusammengesetzt und wurde im gleichen Sinn geleitet. Man spürte denn auch den andern Geist im Vergleich zur Schule sofort; daran war nicht nur die Tatsache schuld, dass die Leiter in der Mehrheit nicht Lehrer, sondern Offiziere waren, die mit dem Gymnasium weiter nichts zu tun hatten. Es wehte durch den ganzen Betrieb eine rauhere Luft. Gehorsam, Anstrengung, die Sache recht zu machen, Missachtung

von Müdigkeit, schlechtem Wetter, Unwohlsein usw. waren selbstverständliche Dinge. Mir wurde es gar nicht leicht, mich in die Sache zu finden, und ich bekam ob meiner unmilitärischen Haltung und meiner friedlichen Gesinnung manchen Rüffel. Als der oberste Leiter unserer Heldenschar, mein späterer Lehrmeister und Freund, *Eugen Grieb*,¹ einmal auf den krummen Kerl aufmerksam wurde und mich fragte, wie ich heisse, da sagte er in seinem Ärger: „*So, so, der Vater würde keine grosse Freude haben, wenn er wüsste, welch' trauriger Krieger sein Früchtlein ist. Aus dir gibt es wohl nie etwas Rechtes!*“ Wir haben viele Jahre nachher oft über diese Prophezeiung gelacht. Die Rollen hatten sich dabei vertauscht; Herr Grieb erklärte, er habe sich getäuscht, während ich, im Gegensatz zu meiner ursprünglichen Ansicht, immer mehr der Meinung wurde, er habe, wenn auch nicht ganz, so doch zu einem guten Teil rechtgehabt. Heute allerdings darf ich mit Rücksicht auf mein Amt das nicht zu laut sagen; ich brauche das übrigens auch deswegen nicht zu tun, weil es andere Leute schon an meiner Stelle besorgen.

Die Kadetten sind heute nicht mehr Mode; man solle die jungen Leute nicht mit Mordgedanken erfüllen, der schroffe Ton und die strenge Zucht trügen dem jugendlichen Alter nicht Rechnung usw. Es liegt vielleicht etwas Wahres in diesen Aussetzungen, jedenfalls in der zweiten. Aber auch das, was man an die Stelle setzen möchte, ist nicht vollkommen, seien es die Pfadfinder oder die Wandervögel oder die Fussball- und andere Spieler. Es kommt schliesslich immer darauf an, in welchem Geist man die Sache betreibt. Mir wenigstens hat die Erziehung, die ich im Kadettenkorps erhalten habe, sicher gut getan, so dass ich heute noch trotz manchem Vorbehalt mit Freude und Genugtuung an die damit verknüpften Erlebnisse zurückdenke (s. Tafel 1 oben).

5. Schule und Schüler, Lehrer und Pfarrer

In der Schule ging es mir ordentlich. Wie es mir schon vorher und auch später im Leben gegangen ist, fuhr ich in diesem oder jenem Fach von Zeit zu Zeit fest, sei es, dass ich die Kraft nicht aufbrachte, mich in die Sache einzuarbeiten, sei es, dass ich Mühe hatte, trotz aller Anstrengung sie zu begreifen. In der Regel ging es dann schliesslich doch vorwärts, und ich habe die Erinnerung, dass in der Freude über das überwundene Hindernis die verlorene Strecke bald zurückgelegt und der fernern Arbeit eine umso fe-

stere Grundlage gegeben habe. Zu den Fächern und den Lehrern des Anfangs kamen bald neue. In der Quinta das Griechische unter der Anführung des *Dr. Franz Luterbacher*;¹ die Algebra und Geometrie; dann in der Quarta die Physik, vorgetragen von dem spätern Rektor *Vollenweider*;² ebenfalls von der Quinta an eine tiefergreifende Art des Deutschunterrichtes durch *Dr. Stickelberger*.³ Die Erfolge waren verschieden und hingen weniger von uns Schülern als von den Lehrern ab. Bei Lehrer *Wegelin*⁴ und bei *Vollenweider* gab es nichts anderes als Gehorsam und Arbeit. Sie waren beide in ihrer Art sehr tüchtig. *Vollenweider* insbesondere verstand es vortrefflich, mit den geradezu lächerlichen Hilfsmitteln, über die er verfügte, einen ganz eindringlichen Unterricht zu erteilen. Nie missglückte ihm ein Experiment. Wir wussten erst zu beurteilen, was das bedeutet, als wir später von unsern Kameraden vom städtischen Gymnasium in Bern erfuhren, dass bei ihnen trotz einem ganz anders eingerichteten Physikzimmer das Gegenteil, nämlich das Misslingen des Versuches, die Regel gewesen sei. Etwas anders stand es mit dem Deutschunterricht. *Dr. Stickelberger* war ein eckiger Mensch, wohlmeinend und seiner Sache vollkommen sicher, aber mit einem leisen Stich ins Komische. Wir hatten Mühe, uns an ihn zu gewöhnen und standen fast beständig, wenn nicht in der Auflehnung, so doch in einem gewissen Widerstand gegen ihn. Und doch haben wir von seinem Unterricht viel Nutzen davongetragen. Er war genau, gab uns die entscheidenden Regeln als etwas Sicheres und stellte unser Wissen und Können so auf eine feste Grundlage. Seine Art ist heute nicht mehr Mode. Der Schüler soll aus sich herausgehen, schreiben, wie es ihm ums Herz ist, nicht den Geist durch das Streben nach der kunstgerechten Form unterdrücken lassen. Wenn ich die Früchte dieser Art von Unterricht sehe, die mir meine zahlreichen jungen Mitarbeiter in ihren Berichten, Briefen, Gutachten, Prozess-Schriften, Verordnungen, Entscheiden usw. vorlegen, dann ist mein Urteil über die zwei Verfahren rasch gemacht. Ich ziehe den Unterricht, wie wir ihn bekommen haben, bei weitem vor. Er hat uns zum mindesten befähigt, richtig zu schreiben. Der eine ist vielleicht nie darüber hinausgekommen, der andere aber, der es in sich hatte, oder der sich Mühe gab, sein Können zu fördern, konnte es von dem erworbenen festen Stand aus mit Sicherheit weiter bringen. Die Hauptregeln des Handwerks waren ihm geläufig, die Ausschmückung kam mit der Erstarkung des Charakters, der vermehrten Einsicht und Erfahrung sozusagen von selbst. Ich bin *Dr. Stickelberger* heute noch dankbar für das, was er uns gegeben hat. Neben der eigentlichen Sprachlehre wusste er auch, wenigstens bei mir, den Sinn

für Literaturgeschichte und Literatur überhaupt zu wecken, und wenn er auch die Klassiker mit uns nach der hergebrachten Art und mit dem bekannten abschreckenden Erfolg durchgenommen hat, so wies er uns doch auf vieles hin, auch auf Dinge ausserhalb der in der Schule behandelten Dichtungen, so dass dem, der dafür auch nur einige Neigung hatte, der Weg und das Verständnis geöffnet wurden. Mir kommt es, während ich diese Blätter überschreibe, manchmal vor, der alte Schulmeister sehe mir dabei über die Achsel.

Eine ganz besondere Sache war es mit den alten Sprachen. Diese beherrschten, wie ich bereits gesagt habe, den Unterricht, und die Tücke des Schicksals wollte es, dass gerade ihre Vertreter die anfechtbarsten Lehrer waren und uns hauptsächlich als Zielpunkte unserer Ausgelassenheit zu dienen hatten.

Dr. Franz Luterbacher habe ich bereits erwähnt. Er galt als ein tüchtiger Fachmann und war es sicher auch. Aber bei ihm erschöpfte sich das Interesse an den Fragen und Formen der Grammatik. Er konnte irgend eine Regel mit einem Ernst und einer Andacht verkünden, wie ein Prophet den entscheidenden Grundsatz seiner Lehre. Ich glaube, nie von ihm eine Bemerkung gehört zu haben, die sich auf den Inhalt desjenigen bezog, was wir behandelten, in dem Sinn nämlich, dass er über die Feststellung des Wortlautes und des Sinnes hinaus uns auf weitere Dinge aufmerksam gemacht hätte wie z. B. die Kürze oder die Gewalt des Ausdrucks, die Tiefe des Gedankens, die Bedeutung oder Berühmtheit der Stelle, sei es im Altertum, sei es in späterer Zeit. Ein nach der Eigenart der lateinischen oder griechischen Grammatik abgefasster Satz erfüllte ihn mit einem wahren Entzücken, und er konnte ihn mit der Gewalt einer Posaune auf uns niederschmettern, aber ob der Inhalt gleichgültig sein mochte oder bedeutend, das berührte ihn nicht weiter. Natürlich schätzten wir eine solche Art des Unterrichts wenig, und infolgedessen trat ganz von selber die Versuchung an uns heran, unsern Geist mit andern Sachen zu beschäftigen. Dazu forderte das Aussehen und das Verhalten des guten Franz Luterbacher geradezu auf. Er war ein dicker, schwerfälliger Mann mit einem pausbackigen Gesicht, in dem die Nase und die Augen keinen grossen Platz einnahmen. Dazu war er gutmütig, liebte es, harmlose Witze zu machen, und konnte darüber selber in ein lautes herzliches Gelächter ausbrechen. Den Bosheiten der Schüler gegenüber war er viel zu schwach. Wir haben seine Schwächen redlich ausgenützt und ihm viel Verdruss bereitet, namentlich später, als er mit dem Rektor nicht mehr gut stand; da waren unsere Ungezogenheit und

die dadurch bedrohte Zucht das wirksamste Mittel in der Hand des Rektors, um den guten Mann zu plagen und ihn fühlen zu lassen, wie sehr er es ihm übel nehme, dass er in der Frage des Gymnasialunterrichtes und der Stellung, welche den alten Sprachen zu geben sei, in charakterfester Art zu seiner abweichenden Meinung stand.

In jenen Jahren wechselten wir die Wohnung. Der Onkel kaufte an der sog. vordern Gasse, die ein gebildeteres Geschlecht seither in Mühlegasse umgetauft hat, ein Haus, in dem die Familie zur Stunde noch wohnt.⁵ Mir und meinem Genossen Eduard Minder wurde ein Stübchen im Erdgeschoss gegen die Gasse angewiesen. Es lag unmittelbar neben dem Sprechzimmer des Onkels, der Apotheke, und bekam von dorthier allen Lärm und alle Gerüche, die von den Besuchern und den Arzneimitteln ausgingen. Unsern Weg ins Freie nahmen wir oft auf ordentliche Weise durch die Apotheke, häufig aber auch im abgekürzten Verfahren durch das Fenster. Ebenso ging es mit dem Bezug des Zimmers; durch eine nur uns bekannte Vorrichtung wussten wir Fensterladen und Fenster von aussen zu öffnen und in aller Stille einzusteigen. Die Sache war bequem, aber für junge dumme Kerle, wie wir waren, nicht ohne Gefahr.

Die Schule ging ihren Gang weiter. Mir fiel es nicht schwer, dem Unterricht zu folgen, und so lange die Wochen und das Quartal zu sein schienen, so rasch doch vergingen die Jahre. Bald einmal waren wir *Quartaner* und damit am Schluss des Progymnasiums und an der Schwelle des Obergymnasiums. Ich glaube, dass meine Kameraden und ich keine der Dummheiten unterlassen haben, die mit den Flegeljahren verknüpft sind. Wir nahmen zu an Selbstbewusstsein und versuchten, streng und männlich daherzukommen und dreinzuschauen. Daneben waren wir ungeschlachte Bengel, die nicht wussten, was sie mit ihren Gliedern anfangen sollten und die Verlegenheit unter allen möglichen Masken versteckten. Im Kadettenkorps wurden wir die Führer, die einen Offiziere, ich Fähnrich, andere blieben Soldaten, gaben aber als die grössten und ältesten den Ton an.

Den Religionsunterricht als Vorbereitung zur Konfirmation erhielten wir durch Pfarrer *Ehrsam*,⁶ den ersten Stadtpfarrer. Er war ein ernster, wohlmeinender Mann, aber langweilig und nicht befähigt, Burschen unseres Schlages stark zu beeinflussen. Die Mutter schüttelte den Kopf, wenn ich ihr auf ihr Befragen Auskunft über die Art und den Erfolg der Unterweisung gab. Ihr ging sie über Latein und Griechisch, und es plagte sie, dass die Schule dieser wichtigen Sache so wenig Bedeutung zumesse. Jedenfalls habe ich dort keinen starken Eindruck erhalten. Meine Bibelkenntnisse haben sich

nicht oder nur unwesentlich vermehrt, und für meine Glaubensansichten ist das, was ich im Hause der Grossmutter im Schweikhof und im elterlichen Hause, namentlich von der Mutter, gelernt habe, unendlich bedeutsamer geworden als der Unterricht des Pfarrers Ehram. Im Frühjahr 1888 wurde ich konfirmiert; die Mutter kam nach Burgdorf und ging nachher mit mir auf Besuch zu den verschiedenen Verwandten im Emmental. Die Grossmutter gab mir bei diesem Anlass einen Zuspruch, der viel tiefer ging als derjenige des Pfarrers, und den ich bis heute nicht vergessen habe.

6. Vom Progymnasium ins Obergymnasium

Im Frühjahr 1888 kam der grosse Sprung von der Quarta in die *Tertia*, der Übertritt vom Progymnasium ins Obergymnasium. Allerdings war zu unserer Zeit das Examen schon abgeschafft, dessen Bestehen kurz vorher noch die Voraussetzung dieses Übertrittes gewesen war. Aber geblieben war doch die Anschauung, dass es sich nicht um die gewöhnliche Beförderung von einer Klasse in die andere handle; infolgedessen wurde die Eignung schärfer geprüft als die Jahre vorher und vielleicht auch nachher. Die besondern Verhältnisse in Burgdorf machten die Änderung doppelt augenfällig. Ich habe bereits bemerkt, dass das Progymnasium zugleich als Sekundarschule diente. Am Ende der Quarta traten demnach alle diejenigen aus, die von vorneherein nur die übliche Schulzeit hatten bestehen wollen und nun zu einer andern Beschäftigung übergangen. Das betraf die grössere Hälfte der Klasse. Von denjenigen, die später mit mir das Maturitätsexamen machten, hatte nur der kleinere Teil, etwa ein Drittel, schon die Quarta in Burgdorf besucht; sie bildeten den Kern der Tertianer. Zu ihnen gesellten sich nun eine ganze Reihe von *neuen Schülern*, die fast aus allen Teilen des Kantons, sogar von weiterher kamen. Es entsprach das vollkommen den damaligen Schulverhältnissen. Diese neuen Kameraden hatten die Progymnasien oder vielklassigen Sekundarschulen in Langenthal, Herzogenbuchsee, Thun, Biel etc. besucht, wo ihre Eltern wohnten, und traten erst ins Gymnasium Burgdorf ein, wenn die weitere Ausbildung an ihrem bisherigen Wohnort nicht mehr möglich war. Auch Murten sandte damals fast regelmässig einige Schüler. Ferner kamen gar nicht selten solche von Bern, sei es, dass sie dort nicht befördert worden waren, sei es, was für die Mehrzahl zutraf, weil sie das Burgdorfer Gymnasium vorzogen, das damals noch keine Oberprima besass und seine Schüler also ein halbes Jahr früher

an die Hochschule entliess als das städtische Gymnasium von Bern. Gelegentlich stellten sich auch Schüler aus der welschen Schweiz ein, die in einer ganz deutsch sprechenden Umgebung Deutsch lernen wollten.

Aus allen diesen Quellen floss unserer Klasse ein Zustrom zu, der grösser war als das, was von der Quarta her noch im bisherigen Bett verblieben war. Es fand also ein tiefgehender Wechsel statt, und wir Bisherige hatten Mühe, die Überlieferung aufrecht zu erhalten und Geist und Gang in der neugegründeten Genossenschaft nach unserm Brauch weiterzuführen. Glücklicherweise war unter den neuen Kameraden kein Spielverderber, und in kurzer Zeit hatten wir alle zueinander und zur Schule diejenige Einstellung gefunden, die mit unwesentlichen Schwankungen bis zu Ende andauerte. Auf diese Weise kam es auch, dass das frühere Verhältnis zwischen den einheimischen und den ortsfremden Schülern sich gründlich änderte. Mindestens drei Viertel kamen von auswärts. Das hatte naturgemäss auf unsere gegenseitigen Beziehungen einen grossen Einfluss. Wir wohnten nicht im Elternhaus, hatten auf der einen Seite keinen Familienanschluss, auf der andern umso mehr Freiheit, und die Folge war ganz natürlich ein starker Zusammenschluss unter uns, die wir sowieso durch die gemeinsamen Leiden und Freuden der Schule verbunden waren. Das schuf einen Kitt, der an und für sich ganz nützlich und notwendig war, doch auch den Keim von Taten und Erlebnissen in sich trug, die mit dem Willen unserer Eltern und den Bedürfnissen unseres Alters nicht ganz in Einklang standen.

Dazu kam der fernere Umstand, dass die drei Klassen des obern Gymnasiums sozusagen ein *abgeschlossenes* Ganzes bildeten. Nach unten wurden die Verbindungen scharf abgeschnitten, nach aussen bestanden für die meisten nur diejenigen zu den Pensionsinhabern, die begreiflicherweise locker waren, und so blieb als Mittelpunkt die Schule; sie fasste die ganze Schar nicht nur während des Unterrichts zusammen, sondern das Bedürfnis nach Freundschaft und Geselligkeit erwies sich ausserhalb der Schulzeit als der noch stärkere Trieb zum Zusammenschluss.

In der Schule selbst merkte man ganz gut, dass nun sicherer als bis dahin ein *bestimmtes Ziel* angesteuert wurde, das man ebenso gut als die Vorbereitung auf die Hochschulstudien, wie als Vorbereitung auf das Maturitätsexamen bezeichnen konnte. Je nach der Veranlagung bei Lehrern und Schülern ging die Arbeit und das Sinnen in dieser oder jener Richtung. Zu unserer Schande muss ich gestehen, dass wir das Ganze als eine nicht gerade kurzweilige, aber leider notwendige Durchgangszeit zu den Herrlichkeiten des Studentenlebens ansahen, welche Auffassung umso ausgesproche-

ner wurde, je eifriger die Eltern und Lehrer sie zu bekämpfen suchten. Der Umstand, dass mit ganz wenig Ausnahmen die sämtlichen Schüler zur Hochschule überzutreten gedachten, gab ganz von selber dem Unterricht einen andern Charakter als er in den untern Klassen gehabt hatte, deren Angehörige zum grössten Teil einen andern Weg vor sich hatten.

Altem Herkommen entsprechend zeigte sich die Änderung schon in den Äusserlichkeiten. Zu den Tertianern sagten die Lehrer „Sie“ und nicht mehr „Du“; sie trugen die blaue Mütze; sie hatten die Erlaubnis zum Rauchen und zum Wirtshausbesuch. Allerdings wurden diese Vorrechte gerade zu unserer Zeit stark beschnitten. Rektor Haag hatte einen Beschluss durchgesetzt, dass die Tertianer von den Lehrern noch zu duzen seien, ebenso wurden die Mützen abgeschafft und wir zum Tragen von Stroh- und andern Hüten verurteilt, die mit einem blauen Abzeichen versehen werden sollten. Der Wirtshausbesuch wurde nur noch in einem ganz beschränkten Umfang gestattet, wenn ich nicht irre, von 4–6 Uhr, an den gewöhnlichen Wochentagen und von 1–9 Uhr am Samstag und Sonntag; auch wurde er auf drei bestimmte Wirtschaften eingeeengt. Namentlich mit den beiden ersten Massnahmen zeigte der Rektor, dass er entweder selber nie jung gewesen war oder seine damaligen Gemütsverhältnisse ganz vergessen hatte. So ungehobelt wir waren und so wenig wir auf Formen gaben, so empfanden wir es doch als eine Beleidigung, dass man uns das überkommene Sie verweigerte; wir beschlossen unverzüglich, dass, wenn man uns noch weiterhin als Schulbuben handle, wir uns auch als solche betragen wollten. Übrigens war der Rektor fast der einzige, der den Beschluss durchführte. Die andern Lehrer nannten uns Sie und kamen damit weiter als der Oberpädagoge Haag. Auch der Entzug der Gymnasianermütze schmerzte uns, so sehr dadurch in gewissen Beziehungen unsere Bewegungsfreiheit gefördert wurde; verstanden wir es doch bald, das vorgeschriebene Abzeichen am Hut so anzubringen, dass es mit einem einfachen Griff beseitigt werden konnte und wir immer noch die Ausrede zur Hand hatten, es habe sich etwas verschoben und sei ohne unser Wissen und gegen unseren Willen unsichtbar geworden. Trotz diesem Vorteil waren wir mit der neuen Ordnung unzufrieden, weil wir uns gerne mit der Mütze geschmückt hätten, aber auch weil wir unwillkürlich die Missachtung spürten, die den Rektor zu seinem Schritte veranlasst hatte. Jedenfalls trieb er uns damit in eine nicht ungefährliche Stimmung der Ablehnung hinein und in die Versuchung, auf verbotenen Wegen zu erreichen, was man uns nach unserer Auffassung zu Unrecht vorenthielt.



Tafel 1 Karl Scheurer am Gymnasium Burgdorf 1887 und 1891



Tafel 2 Die Bertholdia Burgdorf 22. 9. 1889



Tafel 3 Die Bertholdia Burgdorf 17. 8. 1890



Tafel 4 Der Italiener-Klub «IK» Burgdorf 23. 10. 1887

Obwohl in Wirklichkeit der Unterschied gegenüber dem Progymnasium nicht gross war, so glaubten wir, als Tertianer ganz andere Leute zu sein als bis dahin und auf eine freiere Bewegung Anspruch erheben zu dürfen. Jedenfalls waren wir willens, das, was uns an Freiheit zur Verfügung stand, in vollem Umfang auszunützen. Wir sahen das geradezu für eine Pflicht an. Wir taten das zuerst in der Weise, dass wir den Wirtshausbesuch in dem nun gestatteten Mass mit allem Ernst betrieben. Am ersten Samstag standen einige von uns schon vor 1 Uhr vor der Wirtschaft zum Schützenhaus, zogen nachher ins Café Emmental und verliessen es erst, als die Stunde des Nachtessens kam mit dem Vorsatz, sofort nachher weiterzufahren bis zum vorgeschriebenen 9-Uhr-Schluss. Es zeigte sich aber, dass es gescheiter sei, wenn wir zu Hause blieben. Am Abend traf mein Onkel denjenigen *Steinmanns*, welch' letzterer wie ich bei Onkel und Tante untergebracht war.¹ Sie klagten sich ihr Leid, das wir ihnen verursacht hatten. Steinmann hatte beim Nachtessen einen Milchhafen ausgeleert, während mir das gleiche mit der Kaffeekanne zugestossen war oder umgekehrt. Das viele Bier war stärker gewesen als wir. Ähnliche Erlebnisse brachten die ersten Monate bald dem einen, bald dem andern unserer Kameraden.

Die heutige Zeit sieht ein solches Verhalten mit Abscheu an und hat Mühe, es überhaupt zu verstehen, und doch waren wir keine ausnahmsweise schlecht geratenen Schüler und keine Trunkenbolde. Die Sache ging im Gegenteil, wenn ich so sagen darf, ganz natürlich vor sich.

Einmal muss man denken, dass die Zeit vor vierzig Jahren dem *Biergenuss* der Jugend ganz anders gegenüberstand als die Gegenwart. So war es in Burgdorf Sitte, die Übungen des Kadettenkorps am Samstagnachmittag jeweilen auf eine halbe Stunde zu unterbrechen. Der ganze Verein, vom obersten Leiter bis zum kleinsten Kadett, der von seinem Gewehr um einen halben Fuss überragt wurde, begab sich dann in den Garten des Schützenhauses zum Imbiss, der für alle gleichmässig aus einem oder mehreren Stücken Brot und so viel Gläsern Bier bestand, als Zeit und Durst erlaubten. Das war eine ganz selbstverständliche Sitte, und sie wurde getreulich beobachtet, trotzdem ihre Nachteile offen am Tage lagen. Denn wir Kadetten fühlten alle, und auch die Erwachsenen, die uns leiteten, erfuhren es, dass die ernste Arbeit durch sie stark gefährdet wurde. Man braucht sich nur die Oktavianer und Septimaner, 11- und 12-jährige Buben, vorzustellen, wie sie sich mit dem in aller Eile verschluckten Bier abfanden, und ebenso die ältesten Jahrgänge, in denen ein starker Hang zum Maulen und zum Ungehorsam sich sowieso geltend machte. Die schwächeren Gestalten un-

ter den Lehrern vermochten dann die Schar kaum zu bändigen. Am schlimmsten erging es dem damaligen Hauptmann und spätern Major *Münger*,² der als Inhaber einer Geschirrhandlung der Chachelimajor hiess. Er war ein gutmütiger und unbeholfener Mann, unter dessen lauten Reden und hinter dessen grossem Schnauz wir ohne Mühe den ungefährlichen Menschen entdeckten. «*Ich werfe Euch alle miteinander in die Emme*», pflegte er zu schimpfen, worauf wir ihm ebenso laut zuriefen: «*Das ist ja verboten*», was er nicht bestreiten konnte. Oder, wenn ihm im Eifer ein falsch verstandenes und verwendetes Fremdwort entschlüpfte, dann griffen wir es auf, verbesserten den Satz unter Spott und Lachen und fügten aus dem Born unserer vermeintlichen Weisheit die uns gut scheinenden Erläuterungen bei. Dass das sicherste Mittel, dem Unfug ein Ende zu machen, die Unterdrückung des kriegesischen Schoppens gewesen wäre, fiel entweder niemandem ein, oder es hatte niemand den Willen oder den Mut, den alten Brauch abzustellen. Ähnlich ging es bei den grossen Anlässen, der jährlichen Solennität oder den Ausmärschen zu. Es war Übung, dass die Kadetten nach einem auf der Schützenmatte zugebrachten Nachmittag am Abend der Solennität wieder ins Städtchen zurück marschierten. War unsere Musik zu keinen Zeiten ein hervorragendes Ding, so übertraf sie sich bei solchen Anlässen selber; es war sicher kein musikalischer Genuss, und auch diejenigen unter uns, die vollkommen fest auf den Beinen standen, hatten Mühe, den Schritt fassen und einhalten zu können.

Das alles war gewiss nicht schön, entsprach aber der Sitte und schadete vielleicht gerade deswegen weniger, weil es mit einer unbestrittenen Selbstverständlichkeit getan und entgegengenommen wurde. Darin mag eine Erklärung für unser oben geschildertes Verhalten als neugebackene Tertianer liegen.

Die andere liegt darin, dass es uns viel weniger um das Bier und den Wein zu tun war, die uns gar nicht besonders mundeten, als um eine Betonung unserer *neuen Stellung* und um eine Äusserung der in uns liegenden Jugendkraft. Der Ausgangspunkt war also ganz natürlich gegeben, den Weg, den wir einschlugen, wird wohl keiner als den richtigen verteidigen wollen; wir spürten das im Gymnasium übrigens ganz wohl und wurden daran nicht nur durch die Zurechtweisung erinnert, die wir uns zuzogen, sondern noch viel wirksamer durch den Widerstand, den der Körper gegen die unangebrachten Zumutungen äusserte.

Die Sache hätte sich unschwer ändern lassen, wenn man dem ganz begreiflichen Bedürfnis nach fröhlichem Zusammenleben und nach Kraftäusse-

rungen den richtigen Weg gewiesen hätte; das wäre die Sache anderer gewesen, insbesondere der Lehrer. Es lag das aber nicht in der Auffassung jener Zeit, und vorab der Rektor war nicht der Mann, die ihm anvertraute Jugend zu verstehen und sie in geschickter Art an den einmal vorhandenen Gefahren vorbei auf bessere Wege zu führen. Die *körperliche Ausbildung* lag im argen. Wohl wurde ein wenig geturnt, zwei Stunden in der Woche, wenn ich mich recht erinnere; aber es war, trotzdem der Turnlehrer *Flück*³ so tüchtig war wie irgend einer seiner Genossen, kein Zug und kein Schwung darin. Wir knorzten und hingen mühsam an den Geräten herum, Reck, Barren, Pferd usw. Die Besten brachten es von sich aus zu Leistungen, die nach etwas aussahen, andern, zu denen ich gehörte, gelang ausnahmsweise ein Schwung oder ein Druck, und noch andere verblieben in einer hoffnungslosen Unfähigkeit. Davon, dass wir merkten, wie die körperliche Bewegung und Übung uns gelenkiger machen und uns die Herrschaft über unsere ungeschlachten Glieder geben könnte, war die grosse Mehrzahl, wenn nicht gerade alle, weit entfernt. Im Winter gestaltete sich die Sache besonders arg, wenn wir in der zum Waisenhaus gehörenden *Turnhalle* übten. Nicht nur war sie klein, schlecht gelüftet und noch schlechter oder gar nicht geputzt, so dass beim Marschieren oder beim Niedersprung von den Geräten der Staub in dicken Wolken aufstieg; unter der Halle befanden sich die Schweinestallungen des Waisenhauses und verbreiteten den ihnen anhaftenden Duft. Sogar wir grünen Jungen merkten, dass unter diesen Verhältnissen die uns zugemutete Arbeit im Grunde der Dinge eine grosse Dummheit oder geradezu ein Unrecht sei, und verhielten uns dementsprechend.

Im Sommer ging es besser, da konnten wir den prächtigen an der Emme gelegenen *Turnplatz* benützen, der damals viel besser aussah, als wie ich ihn letzthin angetroffen habe. Von Gebüsch umgeben, von hohen Bäumen beschattet, mit kurzem Gras überwachsen, fern vom Lärm der Stadt und der Strasse, eingebettet zwischen dem hohen Schloss und dem gewaltigen Felsen des rechten Emmeufers, den Flügen, war er ein wahres Schmuckstück; jedenfalls hatten wir da Licht und Luft und waren dem Staub und den Gerüchen des burgerlichen Waisenhauses entronnen.

Neben dem Turnunterricht sich zu üben, war damals nicht Brauch. In den untern Klassen betrieben wir allerdings die üblichen Spiele, sie waren dann nicht ohne Gefahr, wenn wir uns im hochgelegenen Schloss und am Schlossfelsen herumtrieben, wozu wir deswegen besondern Anlass hatten, weil der Vater eines unserer Schulgenossen aus dem Progymnasium, Amts-

schreiber Stettler⁴, im Schloss wohnte und wir durch seinen Sohn freien Zutritt besaßen. Dabei ist es dann öfter wild und nicht ungefährlich zugegangen, und wir haben die alten Anlagen mit grossem Eifer und vielem Mut angegriffen, verteidigt, umgangen, erobert usw.; waren die Waffen nicht so gefährlich wie zu jenen Zeiten, da sich die Berner und die kyburgischen Dienstleute die Köpfe blutig schlugen, so war zum mindesten der Lärm gross. Mit dem Eintritt ins Obergymnasium hörten diese Knabenspiele auf, hätten wir sie fortsetzen wollen, so wäre uns wohl von der Schule her bedeutet worden, dass sich das für uns nicht mehr schicke.

Es blieben uns noch die beiden Möglichkeiten, die von der Sitte anerkannt waren: das *Baden* im Sommer, das *Schlittschuhlaufen* im Winter. Beides war an sich ganz gut, trotzdem der Badweiher, der den Schauplatz der beiden Übungen bildete, nur eine kleine Sache war, zu klein als Punschnapf für sechs Engländer, würde Gotthelf sagen. Die Witterung, die in Burgdorf rauh und unbeständig ist, gestattete die Benutzung des Bades und der Eisbahn nur mit grossen Unterbrüchen, so dass von einem einigermaßen zusammenhängenden Betrieb nicht die Rede sein konnte. Mehr als einmal nahmen wir selber, die wir die Lücke in unserem Leben wohl fühlten, einen Anlauf zu körperlichen Übungen ausserhalb der Schule. Unerfahren und unberaten wie wir waren, brachten wir nichts Rechtes zustande und verzichteten bald auf die Fortsetzung des Versuches.

Dass wir unsern Tatendrang und Kraftüberschuss unter diesen Umständen in einer Weise zur Verwendung brachten, die damals schon unrichtig war, und heutigen Anschauungen fast als ein Greuel vorkommen muss, war gewiss nicht erfreulich, aber auch nicht ganz unverständlich. Litten wir so an einem Zuwenig, so sind die jungen Leute nicht selten, die heute durch ein Zuviel an körperlicher Betätigung sündigen. Das auf allen Gebieten des Sportes herrschende System des Aufpeitschens zum Wettkampf und zur Aufstellung von Rekorden ist für den reifen Mann gefährlich, geschweige denn für den urteilslosen Knaben oder Jüngling, und noch gefährlicher ist die daran sich knüpfende Besprechung in den Zeitungen. Was wunders glaubt der 18-jährige Fussballstüpfer Binggeli zu sein, wenn er in irgend einem Weltblatt liest, er sei in grosser Form und der beste Mann auf dem Platz gewesen, und was dergleichen Sprüche mehr sind. Ich kenne manchen grossen Mann, der solche Rühmereien schluckt wie dürrer Boden den Regen, der sich daran nicht ersättigen kann und immer stärkere Töne zu hören wünscht. Kann man sich da verwundern, wenn das Gleiche auf junge Leute wirkt wie Gift? Davon waren wir jedenfalls ganz und gar nicht be-

droht! Der Burgdorfer „Volksfreund“ erwähnte uns höchstens, wenn wir die Maturität bestanden hatten, und vorher, allerdings zu unserem Glück ohne Namensnennung, wenn durch irgend einen dummen Streich ein Bürger oder gar die Polizei in Aufregung versetzt worden war.

Nachdem wir mit unsern Heldentaten im Wirtshaus einige schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wurden wir vorsichtiger und lernten nach und nach, das uns von der Natur vorgeschriebene Mass zu beobachten oder doch nur ausnahmsweise zu überschreiten. Dass deswegen unsere Lebensführung so wurde, wie sie heute nicht nur von den Erziehern, sondern auch von der Jugend selbst als angemessen angesehen wird, möchte ich allerdings nicht behaupten. Wir blieben eine zwar der Gesinnung nach anständige und im Grund der Dinge gutmütige, aber doch rauhe und zur Auflehnung geneigte Gesellschaft.

Die Verhältnisse drängten uns übrigens geradezu in diese Richtung. Wie in unserer Klasse, so überwogen auch im ganzen andern Obergymnasium die auswärtigen Schüler bei weitem. Wir bildeten im Volke von Burgdorf eine Art Fremdkörper. Es bestand denn auch ein sehr starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen allen Schülern des Obergymnasiums. Sie waren, je nach der Stärke der Jahrgänge, 50 bis 60 an der Zahl, kannten sich alle untereinander und wurden durch gemeinsame Pflichten, Sorgen und Bedürfnisse in viel nähere Beziehungen gebracht als z. B. im städtischen Gymnasium in Bern.

Dabei darf man nicht vergessen, dass das Burgdorfjener Jahre ein ganz aussergewöhnlich stiller Ort war. Mit Ausnahme einiger Konzerte war jahraus jahrein gar nichts los. Die einen rühmen, dass so jede Ablenkung gefehlt habe, die andern klagen, dass keine Anregung vorhanden gewesen sei. Ich muss sagen, dass ich, wenn es sich um die Wahl zwischen den zwei Möglichkeiten handelte und ein Gleichgewicht nicht herzustellen wäre, die fehlende Ablenkung der fehlenden Anregung vorziehen würde.

In dem durch die Umstände geschaffenen nahen Zusammenhang spielten die verschiedenen Klassen eine ganz bestimmte Rolle. Die *Tertianer* waren die Untertanen und Laufburschen der Sekundaner und Primaner, die *Sekundaner* befahlen nach unten und mussten nach oben gehorchen, und über dem ganzen Verein thronten in gottähnlicher Stellung die *Primaner*. Ich habe vor mehr als einem von ihnen mehr Achtung und Furcht empfunden als vor diesem oder jenem Lehrer. Die aus diesen Verhältnissen sich ergebende Tyrannei war übrigens nicht allzu hart. Gewiss musste man sich manchem Befehl unterziehen, der nicht gerade nötig und bildend war, auch

war die Verurteilung zum Trinken so und so vieler Halben und Ganzen als Strafe eine sehr anfechtbare Sitte. Im allgemeinen ging es aber doch erträglich zu, und diejenigen, die ihre Macht missbrauchten, wurden nicht nur von ihren Untergebenen, sondern auch von ihren näheren Genossen unwillig angesehen und zur Zurückhaltung gemahnt. Wer übrigens nicht mitmachen wollte, dem blieb das vollkommen freigestellt. Die einzige, allerdings bei dem nahem Zusammenleben nicht gerade angenehme Folge war die, dass ihm kein Biernamen gegeben wurde; sonst geschah ihm nichts, und er konnte es mit sich selber ausmachen, ob er mit Gewinn oder mit Verlust arbeite.

Diese Verhältnisse hatten vom Standpunkt der Schule und unserer Ausbildung aus Vorteile und Nachteile. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass in unserem kleinen Verband kein feiner Ton herrschte und häufig das Behagen grösser war als der Witz. Aber dabei blieb unsere eigentliche Aufgabe und Stellung doch immer die Hauptsache; wir waren Schüler des Gymnasiums mit der Verpflichtung zu lernen, was man uns aufgab, und waren dem Geist der Schule mehr unterworfen, als wir das selber nur ahnten. Ohne gemeinsames Leben in einem Konvikt wirkte doch etwas von den Einflüssen auf uns, die mit einer solchen Einrichtung verbunden sind. Der Unterricht zog aus diesen Zuständen auch seine Vorteile; namentlich den, dass jeder von uns den Lehrern genau bekannt und eine Persönlichkeit war, die in dem ganzen Spiel ihre bestimmte Rolle spielte. Ich habe die Bedeutung dieser Tatsache erst begriffen, als ich in Bern bei dem ins Übermässige angeschwellenen städtischen Gymnasium sah, wie die Schüler dort zu blossen Nummern wurden, und wie es Lehrer gab, die über die ihnen anvertrauten Menschenkinder nur das Urteil hatten, das ihnen das mehr oder weniger zufällige Ergebnis der während des Quartals angestellten Proben lieferte. Das kam in Burgdorf nicht vor. Jeder hatte seinen bestimmten Platz und wurde in genauer Kenntnis seines Wesens eingeschätzt. Er hatte sogar seinen Platz über die Klasse und die Lehrer hinaus, nicht nur im Obergymnasium, sondern bei den sämtlichen Schülern der Anstalt und häufig genug bei vielen Bewohnern des Städtchens. Der Mathematiklehrer *Bögli*⁵ pflegte halb zornig, halb wohlwollend zu unserm Klassengenossen Emil Liechti⁶ zu sagen, wenn er, wie ihm das häufig geschah, allzu eifrig seine Kenntnisse ausbreiten wollte und dabei alles durcheinander warf: „*Liechti, Ihr seid immer der gleiche Stürmi, ich weiss ganz gut, dass Ihr die Sache verstanden habt und wisst, trotzdem Ihr jetzt derartigen Unsinn daher schwatzt.*“ Er entliess dann den Schüler halb niedergeschlagen, halb getröstet und brachte es so

dazu, dass Liechti den Mut nicht verlor und sich beim Examen als einer der besten Schüler auswies, was er in Tat und Wahrheit auch war. Im Grossbetrieb hätte man ihn an seinen Platz geschickt, eine schlechte Note gegeben und ihn so durch ungerechte Behandlung abgeschreckt. Wurde in den Lehrerkonferenzen das Urteil gefällt, so kam es gar nicht selten vor, dass bei der Erteilung einer Fachnote ein dem Fache fremder Lehrer für oder gegen einen Schüler auftrat. So kam jeder an den Platz, der ihm gebührte; wir fühlten das ohne es zu wissen; jedenfalls unterzogen wir uns ohne grosses Murren den jeweils in den Zeugnisnoten verkörperten Einschätzungen.

7. Blick in die Welt

Natürlich befassten wir uns über die Schularbeiten hinaus mit den Dingen der Gegenwart und der Zukunft; die Vergangenheit spielte keine grosse Rolle und trat uns namentlich in der Verpflichtung, weit entfernte Jahreszahlen zu wissen, entgegen. Unser vom Leben der Bevölkerung Burgdorfs abgetrenntes Dasein entfernte uns ganz von selber von den Vorkommnissen persönlicher und rein örtlicher Bedeutung. Viele von uns kannten mit Ausnahme ihrer Kostgeber und Lehrer etwa noch die Inhaber von Wirtschaften, in denen wir unsere Heldentaten verübten, wussten, wie diese oder jene Persönlichkeit hiess, hatten aber nie Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen, und hatten infolgedessen weder Verständnis noch Anteilnahme für das, was in den Familien und der Gemeinde vorging. Das hatte zum mindesten den Vorteil, dass uns der Stadtklatsch gleichgültig war. Das galt auch für mich, obwohl ich in der Familie des Onkels lebte und dort namentlich durch die immer redebereite Tante viel hörte und bei mehr Geduld noch mehr hätte vernehmen können.

Dagegen nahmen wir an den Ereignissen der Zeit lebhaften Anteil und stellten uns dazu ein, so gut wir es verstanden. Im Obergeraargau ging es damals in der Politik besonders lebhaft zu. Die konservative Opposition hatte ihren wenn nicht tüchtigsten, so doch lärmendsten Vertreter in Herzogenbuchsee sitzen, den bekannten Zeitungsschreiber *Ulrich Dürrenmatt*¹. Unter seiner Führung und begleitet von seinen ebenso boshaften wie gewandten, aber auch nicht selten ungerechten Erörterungen wurde mancher schwere Kampf ausgetragen, so die Nationalratswahlen von 1887 und 1890, wobei namentlich im ersten Fall die Durchführung von drei Wahlgängen wochenlang hitzige Auseinandersetzungen mit sich brachte. Im Jahre

1887 verloren die Freisinnigen ihre Sitze bis auf einen, im Jahre 1890 machten sie die Niederlage wieder gut. Nicht zum wenigsten spürte man dabei die Rückwirkungen der Tessinerwirren jener Jahre, und zwar deswegen, weil die oberaargauischen Truppen während einiger Zeit zum sog. Okkupationsdienst im Tessin aufgeboten gewesen und dabei veranlasst worden waren, ihren Blick über die nicht gerade grossartigen Streitfragen der Landesteilpolitik auf grössere Dinge zu richten. Dem verdankte z. B. der Kommandant des damaligen 13. Regimentes, Käsehändler *Ernst Grieb*,² die Wahl in den Nationalrat. Wir machten bei allen diesen Dingen in unserem kleinen Kreis lebhaft mit, wie übrigens das ganze Volk. Die Tessinerfrage mit ihren mannigfachen Wechselfällen und der immer gleichen Leidenschaftlichkeit hielt die Bürger in einer Spannung, die wir uns heute kaum mehr vorstellen können; es wäre gut, wenn die auf ganz anderer Grundlage ruhenden Sorgen um den Kanton Tessin, die uns heute beschäftigen, überall die gleiche Anteilnahme und namentlich das Verständnis für ihre Schwere und Wichtigkeit finden würden. Wir waren natürlich mit Begeisterung auf Seiten der liberalen Tessiner und sahen den Dürrenmatt und sein Gebaren als etwas ganz Böses und Falsches an. Wir waren damit wohl auf dem rechten Weg. Ich habe später einsehen gelernt, dass der streitbare Zeitungsschreiber und sein Anhang gewiss in manchen Einzelheiten recht hatten, aber insgesamt genommen waren weder ihre Ziele noch die Art ihrer Verfolgung richtig. Mit Verneinung und Misstrauen erreicht man auf die Dauer nichts. Einen Beweis dafür habe ich lange nachher im Geist zu finden geglaubt, den ich in Beziehungen mannigfacher Art in Herzogenbuchsee angetroffen habe. Er war eng und kleinlich im Gegensatz zu demjenigen, was sich unter ähnlichen Verhältnissen nicht nur in Burgdorf, sondern auch in Wangen und noch kleineren Ortschaften äusserte.

Von den Kämpfen um Gesetzesvorlagen ist mir namentlich noch derjenige um das *Alkoholmonopol* in Erinnerung, der zu zwei grossen Abstimmungen in den Jahren 1885 und 1887 führte. Die Sache erregte meine Anteilnahme aus verschiedenen Gründen. Einmal war die Kartoffelbrennerei, deren Abschaffung, soweit es sich um die Hausbrennerei handelte, in erster Linie in Frage kam, in der Umgebung von Burgdorf stark verbreitet. Der Streit war deshalb in dieser Gegend besonders hitzig, und der bereits genannte Zeitungsschreiber Dürrenmatt leitete den Widerstand mit all' der Geschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit, die ihm eigen waren. Zudem spielten die Gegensätze in verschiedener Form bis in unsere Familie hinein. Ein Bruder meiner Mutter, Samuel, betrieb in Häkligen oberhalb Wy-

nigen ein Heimwesen. Er war ein tüchtiger, arbeitsamer Mann und kam auf den Gedanken, auch bei sich eine Hausbrennerei einzurichten. Die Vorteile lagen auf der Hand; die Kartoffeln, für die sonst der Absatz nicht leicht zu finden war, konnten besser verwertet werden, dem Land wurden keine wertvollen Stoffe entzogen, da diese alle in den Rückständen blieben und auf dem Weg der Verfütterung wieder dem Boden zugeführt wurden; das in genügender Menge vorhandene Holz, auch dasjenige von schlechter Beschaffenheit, lieferte den Brennstoff usw. Kurz, die Rechnung war ganz klar und gut. Wer sich aber nicht wollte überzeugen lassen, das war die Grossmutter im Schweikhof. „*Du denkst an das Geld,*“ sagte sie ihrem Sohn, „*aber nicht an dich und diejenigen, die in deinem Hause wohnen, und für deren Wohlergehen du verantwortlich bist. Der Schnaps im Bauernhaus ist eine grosse Gefahr, die Erfahrung zeigt, dass er leicht der eigentliche Meister wird, dann geht schliesslich der Bauer mit seiner Familie und seinen Knechten zu Grunde.*“ Diese Ansicht verfocht auch der Onkel in Burgdorf. Er stützte sich dabei auf das, was er in seinem Berufe Tag für Tag erlebte. Wie oft habe ich ihn davon erzählen hören. Wurde er mitten in der Nacht zu einer Geburt gerufen, so fand er im Stall eine Menge von Leuten vor, den Bauern, seine Knechte, die Nachbarn; um sich die Zeit zu vertreiben, hatten sie die Schnapsflasche nicht geschont. An Stelle von Ruhe und Besonnenheit traf er auf Lärm und getrübtetes Verständnis; Schnaps war eher zu erhalten als warmes Wasser oder irgend ein Hausmittel wie Flachssamen und dergl., oder ein reinliches Tuch. Der Onkel wusste nicht nur zahlreiche Familien zu nennen, deren Zukunft bedroht war, sondern ganze Ortschaften. In seiner offenen Art machte er aus seiner Gesinnung kein Hehl. Wie ihm das von denjenigen Leuten angerechnet wurde, die in ihrer Kurzsichtigkeit nur mit dem unmittelbaren Nutzen rechneten und sich nach Menschenart nicht gern an ihre Sünden erinnern liessen, kann man sich denken. Manchen Strauss hatte er so auszufechten, und manchen bisherigen Kunden verlor er. Deswegen änderte er seine Haltung nicht. Er hatte die Genugtuung, zu erleben, wie nach der Einführung des Monopols die Verhältnisse allmählig besser wurden, und wie dem schmerzhaften Übergang mit seinen unzweifelhaften Einbussen eine bessere und gesündere Zeit folgte. Heute stehen wir glücklich wieder am gleichen Ort wie in den achtziger Jahren, an Stelle des Händöpfelers ist der Obstbranntwein, das Bätziwasser, getreten mit den nämlichen angeblichen Vorteilen und den nämlichen Gefahren. Wenn es nicht gelingt, dem Unheil zu wehren, so müssen wir mit einer Bedrohung unseres Bauernstandes rechnen, die in gewissen Gegenden bis an seine Wurzeln

geht und ein wahres Landesunglück werden kann. Hoffentlich bricht sich noch rechtzeitig die bessere Einsicht Bahn. Wenn die Grossmutter im Schweikhof seinerzeit den Feind trotz aller Verhüllung erkannt hat, so sollte das dem heutigen Geschlecht, das auf seine bessere Bildung stolz ist, auch möglich sein. Und auch die Männer müssen aufstehen, die wie der Onkel in Burgdorf es wagen, die Wahrheit zu sagen und für sie zu fechten. All' denen, die fürchten, dabei für sich und ihre Partei Schaden zu nehmen, möchte ich gerade sein Beispiel entgegenhalten. Wohl haben seine Bauern oft mörderlich über ihn aufgekehrt und sich unter seinen nicht immer zarten Vorwürfen wie wütend gewunden; trotzdem steht sein Name bei ihnen und ihren Familien in grossen Ehren, und mancher, der mit ihm oft scharf zusammengestossen ist, hat mir schon gesagt, es scheine ihm, dass dem ganzen Tal etwas fehle, seitdem man den Doktor Grossenbacher nicht mehr sehe. Von wie vielen, denen heute angeblich das Wohl des Bauernstandes allein am Herzen liegt, und die sich als seine einzig wahren Verteidiger aufspielen, wird man das nach ihrem Tode sagen?

Die grossen Weltfragen blieben uns ziemlich fremd, schon deswegen, weil uns die Mittel fehlten, uns mit ihnen näher vertraut zu machen. Der Zugang zu den Quellen, ernsthaften Zeitungen, Zeitschriften, guten Büchern, fehlte uns, die Schule lebte in andern Zeiten, abgesehen davon, dass das Verständnis für die zeitgenössischen Ereignisse und die Gabe ihrer richtigen Einschätzung immer zum Seltensten gehören, was man finden kann. Wir redeten nach, was wir in den mangelhaft geschriebenen Zeitungsartikeln fanden, die uns erreichbar waren, und was wir in unserem seltenen Verkehr mit den Erwachsenen aufschnappten. Jedenfalls wuchsen wir heran wie sozusagen das ganze Geschlecht von 1874 bis 1914: mit wenig oder keinen Kenntnissen über die entscheidenden Kräfte der auswärtigen grossen Politik und mit einer ganz mangelhaften Auffassung der Stellung, die unser Land im Kreise der Völker einnimmt. Die Folgen dieser Unwissenheit sind nicht ausgeblieben, und zur Stunde noch, trotz den schweren Erfahrungen der Kriegszeit, leiden wir an der mangelnden Fähigkeit, in Fragen der auswärtigen Politik uns wenigstens in den Hauptsachen zurechtfinden zu können. Es fehlt das Verständnis für die Grundlagen, auf denen unser Staat aufgebaut ist, und für die Pflichten und besondern Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben. Von den leitenden und bleibenden Gedanken, die über alle vorübergehenden Erscheinungen hinaus ein ganzes Volk beherrschen können, spürt man bei uns wenig. Und doch sollten wir uns ihrer bewusst werden. Mit ihrer Hülfe würde uns mancher Entscheid leicht fal-

len, der oft genug in Unklarheit und unter dem Einfluss nebensächlicher Erwägungen gefasst wird, und manches Ereignis, das uns wichtig scheint, würde gegenüber andern, die fast unbemerkt vorübergehen, in den Hintergrund treten. Jedenfalls standen wir am Ende unserer Gymnasialzeit nicht anders da als die übrige Masse unserer Altersgenossen. Den Vorsprung, den uns unsere grösseren Kenntnisse schulmässiger Art gaben, glichen jene durch die Erfahrungen des tätigen Lebens aus, die uns vorläufig noch ganz fehlten.

Die ausserhalb der Politik liegenden geistigen Strömungen der Zeit machten sich in dem kleinen Burgdorf nicht stark bemerkbar. Die zeitgenössische Literatur war uns nur schwer zugänglich; andere Mittel, Vorträge, Theatervorstellungen und dergl. fanden im Sommer überhaupt nicht, im Winter nur spärlich statt. So ging die damalige Zeit des Sturms und Drangs in der deutschen Literatur sozusagen unbemerkt an uns vorbei. Gelegentliche Bemerkungen, die wir noch am ehesten im Geschichtsunterricht bei Pfarrer *Grütter*³ oder in den Deutschstunden von *Dr. Stickelberger*⁴ hörten, fielen auf nicht gut vorbereiteten Boden und hatten keinen grossen Eindruck; das Eine oder Andere ist mir erst viel später verständlich geworden. Es wird immer eine schwere Aufgabe der Schule sein, den Zeitereignissen gegenüber Stellung zu nehmen, schon deswegen, weil es auch dem Geachtetsten schwer wird, unter all' dem, was der Tag uns auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit bringt, das Bleibende vom Vorübergehenden, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Der sicherste Weg wird immer noch der sein, dass bei der Behandlung zurückliegender Ereignisse nicht nur der äusserliche Gang dargestellt wird, sondern die *entscheidenden Ideen* erwähnt und dargelegt werden. Da diese ja viel weniger ändern, als namentlich unser durch die äusserlichen Fortschritte verbildetes Geschlecht glaubt, wird derjenige, der aus der Vergangenheit her die Gegensätze kennt, noch am ersten in der Lage sein, sich in der Gegenwart zurechtzufinden. Uns traten die Äusserungen der Kämpfe auf geistigem Gebiet näher, als wir es selber nur ahnten, war doch unsere ganze Gymnasialzeit von den zum Teil recht lebhaften Auseinandersetzungen über die sog. Gymnasialreform erfüllt. Aber uns stellten sich die verschiedenen Ansichten weniger als der Ausfluss sich gegenüberstehender Weltanschauungen dar denn als persönliche Meinungen derjenigen Leute, die sie vertraten, und die nach unserer Meinung zu ihnen gekommen waren auf Grund von Voraussetzungen persönlicher Art. Das nahm, wie das in solchen Fällen immer geht, der Sache einen guten Teil

ihrer unzweifelhaft grossen Bedeutung und gab ihr anderseits die Schärfe, die persönlichen Streitigkeiten immer anhaftet. Was dabei leidet, ist eben die Sache selbst; die bernische Gymnasialreform der 80er und 90er Jahre ist dafür ein sprechendes Beispiel.

Unsere *gesellschaftlichen Künste* waren naturgemäss wenig entwickelt. Von einem gesellschaftlichen Leben war in Burgdorf in grösserem Masse überhaupt nicht die Rede, wo es bestand, in einigen kleinen Familien- und Freundeskreisen z. B. oder in den Vereinen, war es uns verschlossen. Wir waren infolgedessen in allen äussern Betätigungen eine ganz ungalante und ungeschlachte Schar, was manchem von uns bis auf den heutigen Tag anzusehen ist. Der Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht beschränkte sich auf die Tanzstunde, ein seltenes Zusammentreffen auf der Eisbahn, an der Solennität und dergl. und auf fast kindliche Liebeleien ohne Inhalt und Form. Mir wurde die Sache besonders schwer, weil ich die Tanzstunde nur mit mässigem Erfolg besuchte; mein Freund Steinmann behauptete später immer, dort sei der Grund zu suchen, warum ich mich nicht verheiratet habe. Es mag wohl etwas Wahres daran sein, allerdings liegt dort wohl nicht die Entscheidung.

So kann man sagen, dass wir ein fast frauenloses Dasein führten, wie der Ausdruck in den Zeitungen heisst. Was wir etwa an weiblichen Wesen in den Wirtschaften antrafen, war der Gegenstand harmloser Beziehungen; es waren übrigens ganz ordentliche Frauenzimmer, die meines Wissens keinen von uns ins Unglück gebracht haben, und die ihrerseits ohne Schaden zu leiden an unserer lärmenden Fröhlichkeit grossen Anteil nahmen. Dafür lasen wir in der Schule die Klassiker und zerzausten die in ihnen auftretenden Personen und ihre Taten nach hergebrachter Art. Die grossen Worte, die wir brauchten, standen in einem fast lächerlichen Gegensatz zu unseren Erfahrungen und unserem Verständnis, und wir redeten und schrieben da tatsächlich über Dinge, die wir nicht begriffen.

Im grossen und ganzen war aber auch in dieser Hinsicht die Zeit in Burgdorf für uns von gutem Einfluss. Wir wurden vor vielen Versuchungen bewahrt, die anderswo in viel gefährlicherer Art an die jungen Leute herantreten. Es ist für sie ein grosser Gewinn, wenn sie damit möglichst spät in Berührung kommen; je älter sie sind, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie ihnen nicht so wehrlos erliegen, wie das bei den unerfahrenen Gymnasiasten der Fall ist. Auch so bleiben ihrer immer noch genug, die aus dem unvermeidlichen Kampf nicht als Sieger hervorgehen.

Natürlich hatten diese Verhältnisse auch einen starken Einfluss auf unsere ganze *Lebenshaltung*. Sie war einfach und im Verhältnis zu heute billig. Wenn ich mich recht erinnere, belief sich der Pensionspreis bei Herrn Haas auf Fr. 600. – im Jahr, an allen andern Orten war er kleiner. In Bezug auf Kleidung war sozusagen alles gestattet. Wenn ein Einfluss der einen Schüler auf die andern bestand, so ging er in der Richtung der Einfachheit, und wenn mir bis heute das Verständnis für Bekleidungsfragen und ähnliche Dinge fehlt, so sind die Gymnasialjahre von Burgdorf daran zu einem guten Teil schuld. Andere haben eine andere Entwicklung durchgemacht, und ich erinnere mich immer noch des lächerlichen Eindrucks, den ich von unserem Klassengenossen Emil Liechti bekam, als ich ihn plötzlich in Bern als schön gekleideten Helveter antraf. Heute hat er allerdings auf die ihm nicht passende Pracht wieder verzichtet.

Wenn trotz allen Vorbehalten und Einschränkungen unser Dasein nicht leer und geistlos war, so war das dem bereits erwähnten Umstand zuzuschreiben, dass es inner- und ausserhalb der Stunden stark unter dem Einfluss der Schule und dessen stand, was uns dort beschäftigte. Dadurch wurde ganz von selber unser Denken über ganz gewöhnliche Dinge hinaus auf die Fragen verwiesen, über die in der alten und neuen *Geschichte* und *Literatur* und auch in den übrigen Zweigen der uns zugänglichen Wissenschaften gesprochen und gestritten wurde. Ebenso brachte die fernere Tatsache, dass die verschiedenen Klassen des Obergymnasiums eine Einheit bildeten, mannigfache Vorteile. Wir kamen nicht nur mit den Klassengenossen in Berührung, sondern mit ältern und jüngern Leuten. Bekanntlich macht in dem Alter, in dem wir uns befanden, ein Jahr Unterschied mehr aus als später deren mehrere. Wir sahen in der Tertia mit Ehrfurcht an die Sekundaner und Primaner hinauf, nachher wurden wir selber die Träger des grossen Einflusses, der von den Angehörigen der obern Stufen ausgeübt wurde. Es ergab sich aus diesem gemeinsamen Leben eine Erweiterung des Gesichtsfeldes und eine gegenseitige Beeinflussung, die für alle Beteiligten ihre grossen Vorteile hatte. Am ausgeprägtesten zeigte sich das in unserem Gymnasialverein Bertholdia.

8. Die Bertholdia

Der Nutzen eines solchen Vereines ist bekanntlich sehr bestritten, für viele Leute steht fest, dass die Nachteile weit überwiegen. In Burgdorf liess man

von der Schule aus den Verein notdürftig leben, man sah ihn als ein schwer ausrottbares Übel an und suchte sich durch die beständige Drohung der Aufhebung einen gewissen Einfluss zu verschaffen. Wer nur auf das Äussere sah, konnte ganz leicht zu solchen Anschauungen kommen. Die ganze Einrichtung des Vereins war diejenige einer Studentenverbindung mit Burschen und Füchsen, mit Präsidium und Fuchsmajor, mit Bierkoment und häufig sehr lärmigen Zusammenkünften mit Bummeln in der Umgebung, von denen die Teilnehmer nicht immer ungeschlagen heimkehrten usw. Die Ansicht, dass ein solches studentisches Treiben für die Hochschule geeigneter sei als für das Gymnasium, ist leicht verständlich; so sehr ich sie begreife, und so weit die Zeit der Begeisterung für die Bertholdia hinter mir liegt, halte ich aber diese Ansicht doch für falsch, jedenfalls soweit sie den Grundsatz und die Verhältnisse von Burgdorf betrifft.

Die gemeinsamen Sorgen, aber auch die gemeinsamen Ziele und Bedürfnisse führen junge Leute ganz von selber zusammen. In einer Zeit wie der heutigen, in der dieser Zusammenschluss für die Pfadfinder bis zur internationalen Vereinigung ausgebaut ist, in der die Fussballer eine der grössten schweizerischen Gesellschaften mit einer starken Inanspruchnahme der Mitglieder und mit grossen äussern Einrichtungen, Bauten, Spielplätzen, Wettkämpfen usw. bilden, wo jedem Turnverein eine Jugendriege, jedem Schützenverein eine Schar von Jungschützen angegliedert ist, wo die Kirchen und die politischen Parteien sich der kommenden Bürger schon in ganz jungen Jahren zu versichern suchen, braucht die Erscheinung wohl nicht lange erklärt und begründet zu werden.

In Burgdorf kamen die mehrfach geschilderten Verhältnisse dazu, die aus den Schülern des Obergymnasiums sozusagen einen von der Bevölkerung getrennten, auf sich selbst angewiesenen Körper machten. Der Zusammenschluss war ein ganz natürlicher, in einem gewissen Sinn kann man sogar sagen, notwendiger. Deswegen hat es die Bertholdia denn auch auf das für einen Gymnasialverein ganz beträchtliche Alter von bald 50 Jahren gebracht und seit ihrer Gründung trotz allen Schwierigkeiten ununterbrochen bis auf den heutigen Tag sich zu behaupten vermocht.

Es ist ferner auch begreiflich, dass bei dem nahen Zusammenhang zwischen Hochschule und Gymnasium die Angehörigen dieser Anstalt ihr Vorbild bei den Studentenverbindungen suchten, denen sie einst anzugehören hofften; lagen doch z. B. in Bern die Zeiten noch gar nicht so weit zurück, in denen die Gymnasianer schon den genannten Verbindungen beitreten konnten. Bei dem der Jugend eigenen Trieb, die Taten der Erwachse-

nen nachzuahmen, war es gegeben, die Formen des studentischen Lebens von der Hochschule auf das Gymnasium zu verpflanzen.

Mir will es scheinen, einem einsichtigen Schulmann und Kenner der jugendlichen Denkweise hätte es möglich sein sollen, diese Sachlage zu erfassen und daraus die Richtlinie für das einzuschlagende Verfahren abzuleiten. Anstatt durch eine misstrauische oder gar feindselige Behandlung die jungen Leute in einen Geist der Auflehnung zu versetzen, wäre es klüger gewesen, ihren Bestrebungen den richtigen Weg zu weisen. Heute sind die Voraussetzungen hiezu günstiger als zu unserer Zeit, ist doch die körperliche Betätigung ausserhalb der Schule eine allseitig anerkannte und geförderte Aufgabe, die in einer freien Vereinigung der Schüler wohl am sichersten gelöst werden kann. Zu unserer Zeit dachte man daran wenig oder gar nicht. Wir suchten unsern Weg nach hergebrachter Art, so gut wir es verstanden, und die Schule, vorab Rektor Haag, sah unserem Treiben mit unverhohlenem Misstrauen zu.

Wir haben keine der Dummheiten und Übertreibungen ungeschehen sein lassen, die ein auf sich selbst gestellter Verein von Gymnasianern begehen kann; abgesehen von den bereits genannten Sünden haben wir uns auch der unserem Alter eigentümlichen schuldig gemacht, dass wir ausserhalb unserer Vereinigung nichts anderes anerkannten und das ganze Leben inner- und ausserhalb der Schule unter ihren Einfluss stellen wollten. Leidet die ganze Welt heute unter der Übertreibung, die mit der Organisation aller möglichen Interessen verbunden ist, so haben auch wir die mit jedem Zusammenschluss verbundene Neigung, möglichst weit zu greifen und möglichst viel ordnen zu wollen, an uns erfahren und sind ihr getreulich gefolgt.

Hinter der manchmal wenig erfreulichen Oberfläche steckte aber vieles, das durchaus der Pflege würdig war und auf uns alle *in günstigem Sinn* wirkte. Wir hielten gut zusammen und standen zur gemeinsamen Sache mit all' dem Eifer und der Hingabe, die der Jugend eigen sind. Schliesslich ist es immer gut, wenn man sein Trachten und Sinnen einem Gegenstand widmet, der nicht die eigene werthe Persönlichkeit, sondern etwas ausserhalb ihrer Stehendes ist. Wir unterzogen uns der manchmal rauhen, aber immer gutgemeinten Führung der Ältern, und als wir selber die Ältern geworden waren, suchten wir die Jüngern auf der von uns als gut erfundenen Bahn zu fördern. Die Schule litt, alles in allem genommen, nicht unter der Zugehörigkeit zum Verein. Im Gegenteil, wir waren uns der Tatsache gut bewusst, dass seine Stellung umso sicherer sei, je besser seine Mitglieder ihre Pflicht

als Schüler erfüllten. Wir suchten also, nicht nur ausserhalb der Schule die Führer zu sein, sondern auch in der Schule selber, und fanden in diesem Bestreben einen Ansporn, der sonst nicht vorhanden gewesen wäre. Auch in der Vereinstätigkeit bestrebten wir uns, etwas *Rechtes* zu leisten. Manches, was wir da taten, hätte der Schule Ehre gemacht, manches war eine ganz nützliche Ergänzung. Ich erinnere mich an eine ganze Reihe von Arbeiten meiner Kameraden, die, so unbeholfen und sogar falsch sie in ihrem Ergebnis sein mochten, eine Bereicherung unseres Wissens mit sich führten, und ich habe selber mehr als einen Vortrag verfasst, an dessen Ausarbeitung ich grösseren Eifer verwendete als an die für die Zeugnisse massgebenden Aufsätze und andere Verpflichtungen.

Jedenfalls waren wir von der Bedeutung unseres Vereins und der Grösse der Pflicht, ihn so ehrenvoll und kräftig als möglich zu schaffen und zu erhalten, ganz erfüllt und fanden in dieser Auffassung und der damit zusammenhängenden Arbeit ein Wirkungsfeld für die in uns liegende Begeisterung und Tatkraft. Das liess uns das stille Leben in Burgdorf als erträglich erscheinen und bewahrte uns vor mancher Gefahr, die vielleicht weniger sichtbar war als die mit unserem Vereinsleben verbundene, aber dafür umso heimtückischer. Solange die Jugend in Gemeinschaft lärmt, braucht man weniger Angst zu haben, als wenn sie still wird und jeder Einzelne sich auf sich selbst zurückzieht.

Wir haben so zwei Jahre lang viel Bier getrunken, Lieder gesungen, in unserem Versammlungslokal und auf den Strassen Lärm gemacht, dazu uns die Köpfe heiss geredet, über die erhabensten und entferntesten Dinge mit der Selbstverständlichkeit der Jugend gesprochen, jeden möglichen dummen Streich gewissenhaft vollführt und an all' dem grosse Freude erlebt. Als ich in der Prima für ein Quartal zum *Präsidenten* gewählt wurde, habe ich die Ehre höher eingeschätzt als manche andere, die mir später zu Teil geworden ist, und als ich mit der *Führung des Protokolls* (s. Beilage) betraut wurde, habe ich mit allem Fleiss unsere Taten in einer Sprache zu schildern versucht, die mein Können um ein Beträchtliches überstieg, aber mir und den andern grossen Eindruck machte. Sogar zum *Kantusmagister* habe ich es mit meinen mangelhaften musikalischen Kenntnissen gebracht. Als solcher hatte ich die Aufgabe, den Füchsen weniger die Melodien als die Texte der Lieder einzupauken. Ich habe das mit so viel Eifer getan, dass ich selber den grössten Nutzen davon zog und heute noch die meisten Worte zu unseren Gesängen auswendig weiss. Die Übungen fanden im Sommer auf dem sog. Taubenflühli, einem kanzelartigen Felsen auf dem rechten Emmeufer

gegenüber dem Schloss statt. Wenn unsere mehr lauten als geschulten Stimmen von der Höhe her erschallten, mag wohl mancher über die sonderbaren Vögel sich gewundert haben. Mir ist heute noch die Erinnerung an die eigenartige Übung lieb und wert.

Mit der Schule standen wir in bösen Beziehungen. Weniger deswegen, weil das Vereinsleben unsere Leistungen beeinträchtigt hätte, im Gegenteil, wir standen an der Spitze der Klasse, auch nicht deswegen, weil wir es in Bezug auf Lärm, Trinkgelage usw. toller getrieben hätten, als was bis dahin noch geduldet worden war. Aber das Streben, das ganze Obergymnasium auf eine möglichst hohe Stufe der Entwicklung zu bringen, wie wir sie verstanden, und einige unbotmässige Schüler unserer Missachtung, die wir für sie empfanden, entsprechend zu behandeln, brachte uns in Not. Die erwähnten Jünglinge beklagten sich und, anstatt dass man jeden einzelnen von uns im Verhältnis zu seinem ganz wohl feststellbaren Verschulden bestraft hätte, hob man die Bertholdia, die Quelle allen Übels, vorübergehend *auf*. Wir kamen uns als Märtyrer vor und sahen es als eine Ehrenpflicht an, nicht zu weichen und zu wanken, was wir uns unter Aufwand vielen Biers oftmals feierlich gelobten. Schon die Eröffnung des Urteils nahmen wir ungebeugten Sinnes entgegen! Das ganze Obergymnasium wurde zu diesem Zweck versammelt. Nicht nur die Lehrer oder doch einige von ihnen erschienen, natürlich mit dem Rektor an der Spitze, auch die Schulkommission war da und ihr Präsident, mein früherer Pensionsvater *Haas*, hielt in eigener Person die Strafpredigt oder besser die Anklagerede, wozu er als erfahrener Staatsanwalt besonders befähigt war. Wir wussten ungefähr, was unser wartete, hatte doch einer unserer Kameraden, der in der Pension Haas wohnte, gehört, wie Herr Haas die wohl vorbereitete Rede auswendig lernte. Wir beschlossen, sie der Nachwelt zu erhalten. Hinter der Masse der stehenden Schüler stellten wir einige Bänke auf, setzten in sie unsere besten *Stenographen*, zu denen auch ich damals gehörte, und während der gefürchtete Präsident der Schulkommission unsere Sünden verkündigte, die entsprechenden Drohungen ausstiess, uns ermahnte und den Reuevollen die Nachsicht der Lehrer und der Behörden versprach, schrieben wir das alles so gut nieder als unsere nicht sehr weit getriebene Fähigkeit in der Anwendung der Kurzschrift das gestattete. Am Nachmittag sassen wir zusammen und stellten aus den verschiedenen Bruchstücken, die wir aufgeschrieben hatten, die Rede sozusagen wortgetreu her. Dann liessen wir sie vervielfältigen und verkauften sie unter dem Titel ORATIO A LEPORE IN BERTHOLDIAM HABITA für 20 Rappen jedem, der sie kaufen wollte; sogar mehrere Lehrer

gehörten zu unseren Abnehmern. *Steinmann* lernte sie auswendig und brachte es dazu, den Staatsanwalt Haas mit seinem strengen Ausdruck und dem rollenden R so glücklich nachzuahmen, dass das Hersagen der vernichtenden Strafpredigt eine der Hauptnummern unserer Traktanden wurde. Noch viele Jahre später, als wir schon tief in unsern Hochschulstudien steckten, war es für uns ein inniges Vergnügen, uns die Rede von *Steinmann* vortragen zu lassen. So wurde wenigstens eine der vielen Ansprachen, die Herr Haas während seines langen Lebens hat halten müssen, der Vergessenheit entrissen; ob er das je erfahren hat, weiss ich nicht.

Wir gaben uns im übrigen nicht für geschlagen und taten das, was uns verboten war, heimlich weiter, mit dem Unterschied, dass wir die Sitzungen von der Stadt aufs Land verlegten und unsern Aufsichtsbehörden zum Trotz und Schaden den wissenschaftlichen Teil unterdrückten. Bei jeder Gelegenheit demonstrierten wir, wie man heute sagen würde. Starb ein Schüler, so widmeten wir ihm einen Kranz mit einer gewaltigen Blau-weiss-blauen Schleife, wurde Geld gesammelt, so zeichnete die *Bertholdia* einen für unsere Verhältnisse erheblichen Beitrag, um den wir unsern Bierverbrauch kürzen mussten; verlangte man etwas von uns, was über die vorgeschriebenen Verpflichtungen hinaus ging, so lehnten wir ab mit der Begründung, dass uns die Aufhebung unseres Vereins so viel Sorge und Arbeit verursachte, dass wir unmöglich noch andere Dinge übernehmen könnten.

Sogar an den *Weggang* von Burgdorf dachten einige von uns und zwar so, dass wir nicht bis zum ordentlichen Maturitätsexamen im Frühjahr 1891 warten, sondern den Versuch machen wollten, schon im Herbst die sog. eidg. Fremdenmaturität in Zürich zu bestehen. Wir gingen voll Eifer an die Arbeit, und in die Sommerferien schleppte ich einen grossen Koffer voll Bücher, um mich für das ungewohnte Unternehmen gehörig vorzubereiten. Der Mutter eröffnete ich, dass ich diesmal für die üblicherweise mir zufallenden Arbeiten nicht zu gebrauchen wäre und gehörig büffeln müsse. Sie liess mich gewähren, wohl in der richtigen Überlegung, dass mir die Arbeit unter allen Umständen nicht schaden könne. Den Strich durch die Rechnung machte schliesslich der Vater, dem ursprünglich der Plan nicht ganz missfallen hatte, der aber nach einiger Überlegung doch erklärte, ich solle den ordentlichen Weg gehen. Als auch die andern, insbesondere *Steinmann*, mit dem gleichen Bescheid herkamen, gaben wir den Gedanken auf, nicht ohne Bedauern. Ich glaube noch jetzt, dass wir das Examen, wenn auch nicht glänzend, so doch mit Ehren hätten bestehen können;

dass ein solcher Vorfall die von uns als Gegner angesehenen Behörden der Schule, vorab den Rektor, tief geärgert hätte, war sicher, und diese Überlegung bildete eine der Haupttriebfedern zu unserem Beginnen. Ganz nutzlos war es für uns nicht. Wir hatten so mit der Vorbereitung zum Examen rechtzeitig begonnen und konnten es mit unserer Arbeit in der Folge gemüthlicher nehmen. Ich habe die auf diese Art gewonnene Zeit benutzt, um eine Menge von Dingen zu lesen, die etwas abseits vom gewöhnlichen Weg lagen, und bin dadurch ganz gut auf meine Rechnung gekommen.

Mit der Bertholdia kam die Sache auch wieder ins Reine. Wir stellten ein Gesuch, die Aufhebung *rückgängig* zu machen, und versprachen gute Ausführung. In der Schulkommission fanden sich daraufhin einige vernünftige Männer, die uns entsprachen, wohl in der Meinung, dass die Fortdauer der Spannung der Schule nichts nütze, und es weder für sie noch für uns von gutem sei, wenn wir unsere Gymnasialzeit im Unfrieden beenden und Burgdorf im Zorn verlassen würden.

Einer unserer Gönner war der Pfarrer *Wilhelm Bähler*¹ in Oberburg. Er war an und für sich ein sehr verständiger Mann, zudem waren drei von uns bei ihm untergebracht, und er wusste aus täglicher Erfahrung, dass weder sie noch wir alle die Scheusale waren, als die man uns von gewisser Seite darstellen wollte. Um dem guten Mann unsere Dankbarkeit zu bezeugen, beschlossen wir, vollzählig einer seiner Predigten beizuwohnen. Wir führten diesen wichtigen Beschluss mit all' dem äussern Aufwand durch, über den wir verfügten. Auf welcher Seite unseres Lebensbuches uns diese Tat aufgeschrieben worden ist, werden wir sehen, wenn wir einst über unser Tun und Lassen werden Rechenschaft ablegen müssen. Ich hoffe nur, der liebe Gott werde in unserem törichten Tun den guten Kern so gut entdecken und so hoch einschätzen, wie das der längst verstorbene Pfarrer Bähler in seinem Wohlwollen getan hat.

So ging denn das Vereinsleben mit einigen Einschränkungen wieder los, und wir konnten bei unserem Weggang den Verein in guter Form unsern Nachfolgern übergeben. Ich habe der Bertholdia ein gutes Andenken bewahrt. Sie hat gewiss ihre grossen Nachteile gehabt, aber die Freude und Freundschaft und die Förderung, die wir in ihr gefunden haben, überwiegen doch bei weitem. Ich habe bereits von der Gefahr der Rekorde und des Zeitungsruhmes gesprochen, die mit der gegenwärtigen Sportausübung verbunden ist. All' den Beifall, der manchem jungen Mann wie süsser Wein eingeht, halte ich für mindestens ebenso gefährlich wie das viele bittere Bier, das wir geschluckt haben. Für das Gymnasium hat aber ein Verein wie

die Bertholdia den grossen Vorteil, dass er das feste Band bildet, das die ausgetretenen Schüler an die Schule knüpft; das hat namentlich seinen Wert für eine Anstalt, die, wie diejenige von Burgdorf, zum weitaus grössten Teil von Auswärtigen besucht wird und deshalb besonders der Gefahr ausgesetzt ist, die Beziehungen zu den ehemaligen Angehörigen zu verlieren.

Für mich waren übrigens die mit dem Vereinsleben verbundenen Gefahren weniger gross, weil die Ferien immer wieder den allfällig nötigen Ausgleich brachten. Ich kam in Gampelen in vollkommen andere Verhältnisse, die mich ganz von selber auf den guten Boden stellten, namentlich insofern, als aus ihnen die unabweisbare Lehre hervorging, dass unser Treiben im Verein im Grund der Dinge doch nur ein Spiel und das wirkliche Leben unter allen Umständen eine ernste und schwere Sache sei, die in Pflichten und Freuden ganz anders aussehe. Dazu schwitzte ich das etwa allzu reichlich genossene Bier rasch heraus; meine Beschäftigung wurde immer mannigfaltiger und im Bestreben, zu zeigen, dass ich ein Mann und kein Knabe mehr sein wolle, machte ich mich mit Vorliebe an schwerere Arbeit, die alle meine Kräfte in Anspruch nahm. Gesunder Hunger und Durst, tiefe Müdigkeit, alle die mit der körperlichen Arbeit von allem Anfang an verbundenen Folgen, führten zu einem ganz naturgemässen Leben, wodurch dann alles, was etwa an Körper und Geist aus dem Blei geraten war, wieder ins Gleichgewicht kam.

Mit dieser sich immer gleich bleibenden Art, die Ferien zu verbringen, war eine Folge verbunden, die viele Leute als einen Nachteil ansahen, nämlich die, dass ich ausser Gampelen und seiner Umgebung und ausser Burgdorf bis zum Alter von fast zwanzig Jahren von der Welt sozusagen nichts zu sehen bekam. Nach Interlaken z. B. bin ich erst in der Aspirantenschule gekommen, in die übrigen Teile des Oberlandes noch viel später. Vom Jura kannte ich seit jungen Jahren Neuenstadt und den Tessenberg; was dahinter lag, war mir verschlossen, bis ich im Jahre 1893 als Soldat in die Freiberge, nach Delsberg und Laufen und im Jahre 1896 als junger Anwalt nach Pruntrut kam. Von andern Gegenden des Landes war mir Schaffhausen und der Rhein bis Konstanz von einer im übrigen ganz missglückten Schulreise her oberflächlich bekannt, ebenso Zürich; nach Luzern und der Urschweiz war ich nie gekommen auch nicht nach der Westschweiz über Neuenburg hinaus, vom Tessin, dem Wallis oder gar dem Ausland nicht zu reden. Mein Gesichtsfeld blieb also eng. Aber wenn ich heute noch zu wäh-

unserer alten Freund Sieb?
 Auf einige große Gassen zu setzen, die
 ich wieder vor die 14 Tage; die die neuen
 Sitzung findet im Gymnasium statt zu.
 und noch mehr od. weniger alle werden.
 Alle gehen mit dem besten Fußstapfen von
 ihnen, die beschließen nicht die jetzigen
 zu sein zu sein.
 Es ist nicht zu erwarten, dass die nächsten
 Sitzungen für sie viel Nutzen bringen
 können. Die beschließen nicht mehr dass sie
 da zu sein nicht ist noch nicht zu sein da,
 dass, so können die Gassen werden, in
 welchen ich von da zu da nicht und die
 unsere Sitzungen nicht werden.
 Und so muss ich es unser alten von Gassen
 liegen, sein dass zu Gassen unsere Gassen
 beschließen zu bringen, mit Gassen Sitzung
 unsere Gassen nicht die Gassen zu sein
 zu beschließen, um die Gassen unsere
 Gassen allen Gassen von Gassen zu sein
 in der Gassen Gassen zu sein.

Vivat! B! Crescat!
 Floreat!

Von Pöschel:
 P. Ehsam 1/20 Hing

Von Aktuar:
 P. Ehsam
 1/20 Hing

len hätte zwischen dem immer sich wiederholenden Aufenthalt in Gampelen und einer in alle möglichen Gegenden führenden Verbringung der Ferien, so wäre ich rasch entschlossen; ich zöge die Beschränkung, aber auch die Vertiefung, der Bewegung in einem erweiterten Gebiete vor, die notwendigerweise auf der Oberfläche bleibt. Es ist mit der Kenntnis der Welt wie mit dem menschlichen Wissen. Die Hauptsache ist, dass man irgendwo recht gründlich zu Hause sei, dann wird einem der Zugang nicht nur zu den benachbarten, sondern auch zu entfernteren Gebieten leicht. Mir jedenfalls ist es so gegangen, mit der Kenntnis meines Landes sowohl als mit derjenigen verschiedener Teile des geistigen Lebens, in denen ich mich im Laufe der Zeit habe bewegen müssen. In der Jugend wollte mir allerdings diese Erkenntnis nicht aufgehen, und ich beneidete meine Kameraden oft, die in den Ferien bald da bald dort sich die Welt ansehen konnten. Schliesslich war aber doch dasjenige, was ich in Gampelen sah, erlebte und selber tat, mehr wert; in andere Gegenden bin ich noch früh genug hingekommen, ganz abgesehen davon, dass man nicht alles gesehen und mit Händen gegriffen haben muss, um sich ein richtiges Urteil darüber machen zu können.

In dieser Art gingen die Jahre vorbei, und rascher, als wir es alle gedacht hatten, war ich in der Prima und stand vor dem Examen.

Die Nachrichten von all' dem, was wir in der Schule erlebten, drangen natürlich auch zu Onkel und Tante. Der erstere sagte wenig oder nichts dazu, trotzdem er als guter Freund verschiedener meiner Lehrer von unseren Heldentaten mehr wusste, als ich ahnte und er es sich ansehen liess. Die Tante dagegen konnte vieles nicht begreifen, und als die Streitigkeiten ausbrachen, von denen ich oben geschrieben habe, und uns der Staatsanwalt Haas die grosse Rede hielt, da erwartete sie mit Spannung die schlimmen Folgen für uns. Wie ich mit dem nächsten Zeugnis nach Hause kam und nicht nur gute Noten in den verschiedenen Fächern vorweisen konnte, sondern sogar eine gute Note im Betragen, hörte ihr Verständnis auf. Sie meinte es nicht böse, sah mich und meine Kameraden aber als Sünder an, denen eine ganz gehörige Strafe notwendig sei. Ich habe sie später oft deswegen ausgelacht, als ich, älter geworden, die richtige Stellung zu ihr fand, die ich in meiner Gymnasialzeit nie einzunehmen vermocht hatte.

9. Die Gobat'sche Gymnasialreform

In den üblichen und ruhigen Gang des Schullebens kam kurz vor unserem Weggang eine empfindliche und für uns sehr bedeutsame Störung. Ich habe schon davon gesprochen, dass die ganze Zeit über die sog. Gymnasialreform der Gegenstand vielfacher Beratung, öffentlicher Auseinandersetzungen und Entwürfe gebildet habe. Wir kümmerten uns um die Sache nicht weiter und liessen die Gelehrten und Ungelehrten ruhig machen. Im Frühjahr 1890 nahm der ganze Handel ein anderes Gesicht.

Von den Worten schritt der Regierungsrat unter der Führung des damaligen Erziehungsdirektors Gobat zur Tat und stellte einen *neuen Lehrplan* für die bernischen Gymnasien auf. Er wurde auch für uns, die wir bis jetzt unter andern Vorschriften gelebt hatten, als massgebend erklärt, und insbesondere sollte das im Frühjahr 1891 abzulegende Maturitätsexamen nach der neuen, stark veränderten Ordnung durchgeführt werden. So waren wir in gewissem Sinn die Zunächstbeteiligten und hatten allen Anlass, die Sache ernst zu nehmen, war die Änderung doch gross und für uns mit einer ganz wesentlichen Mehrbelastung verbunden.

Im Mittelpunkt stand damals, wie übrigens heute auch noch, der Streit darüber, welche Bedeutung *den alten Sprachen* gegeben werden solle. Bis dahin hatten Latein und Griechisch eine bevorzugte Stellung eingenommen, fielen doch von der Quinta an auf sie je sechs bis sieben Stunden in der Woche, während z. B. Deutsch und Französisch sich mit je drei begnügen mussten; andere Fächer wurden stiefmütterlich behandelt, so die Geschichte, die in der Regel mit dem Sturze Napoleons, wenn nicht gar schon mit der französischen Revolution abschloss, das ganze 19. Jahrhundert unberührt liess und seine Kenntnis dem Bildungsdrang der Schüler und damit dem Zufall überlieferte. Es fehlte auch nicht an Leuten, die verlangten, dass den naturwissenschaftlichen Fächern mit Rücksicht auf ihre wachsende Bedeutung mehr Zeit eingeräumt werden sollte; insbesondere wurde eine bessere Vorbildung der zukünftigen Ärzte gewünscht. Daneben wurde behauptet, der bisherige Lehrplan belaste die Schüler allzusehr, und es müsse für eine Erleichterung gesorgt werden, ein Ziel, das sich nur schwer erreichen liess, wenn man den bisher zu kurz gekommenen Fächern die ihnen gebührende Achtung verschaffen wollte.

Die schliesslich nach langem Streit und unendlichen Beratungen eingeführte Ordnung zeigt deutlich, dass sie es allen Leuten recht machen wollte; das war und ist wohl ihr grösster Fehler.

Über den Wert der alten Sprachen ist schon viel geschrieben worden, und der Kampf ist heute noch im Gange. Es ist nicht leicht, sich ein Urteil zu bilden, da für den Entscheid eine ganze Reihe von Tatsachen und Überlegungen massgebend sind, von denen jede einzelne ihr Gewicht hat, das nach Ort und Zeit ändern kann; das hat ganz von selber zur Folge, dass die Antwort auf die Frage heute so und morgen anders lauten kann, und dass in einem Land die eine Lösung die richtige ist, im andern eine zweite. Ich habe mir die Sache für mich selber folgendermassen zurechtgelegt:

Man muss unterscheiden zwischen der Eignung der alten Sprachen als *Unterrichtsmittel* und als *Unterrichtsziel*. In der *ersten* Richtung, behaupten ihre Anhänger, bieten sie den grossen Vorteil, dass infolge ihrer festen und durchgearbeiteten Form auf ihrer Grundlage der Sprachunterricht am einfachsten und mit dem grössten Erfolg sich geben lasse, viel besser z. B. als auf der Grundlage der deutschen Sprache mit ihren schwankenden und sich oft widersprechenden Regeln. Wer die strenge Zucht der alten Sprachen an sich erfahren und an ihnen seinen Geist geübt habe, der besitze den Schlüssel, der ihm den Zugang zu andern Sprachen und zu andern Wissensgebieten überhaupt mit Leichtigkeit öffne. Ich möchte dieser Auffassung die Berechtigung nicht absprechen. Latein und Griechisch bieten für die Einführung des Schülers, jedes nach seiner Art, Vorteile, die den lebenden Sprachen nicht in gleicher Weise eigen sind, wenigstens nicht dem Deutschen, eher noch dem Französischen. Infolgedessen kann die starke Berücksichtigung der alten Sprachen mit guten Gründen verfochten werden.

Nicht so sicher ist meine Ansicht in Bezug auf den Wert der Bildungsgüter, den *Inhalt* der in lateinischer und griechischer Sprache geschriebenen Werke. Über ihre Bedeutung will ich kein Wort verlieren, sie ist unbestreitbar gross. Aber es fragt sich, ob man zu diesen Schätzen nur gelangen könne auf dem mühsamen Weg der Erlernung zweier toter Sprachen. Das scheint mir zweifelhaft zu sein. Nach meinen Erinnerungen machte wenigstens mir die Überwindung der äussern Schwierigkeiten, um sie so zu nennen, die Feststellung des Sinnes des einzelnen Wortes, die wörtliche Übertragung des einzelnen Satzes, so viel Mühe, dass der Inhalt eines Schriftstückes als ganzes genommen, aber auch die Schönheit der Form ohne grossen Eindruck blieben, weil für ihre Erfassung mein Verständnis nach Beseitigung der erwähnten Hindernisse nicht mehr ausreichte.

Trotz diesem Vorbehalt kann ich diejenigen ganz wohl begreifen, die am eingehenden Unterricht der alten Sprachen festhalten. Vom mehr formalen



Tafel 5 oben: Haus Metzgergasse 6, Burgdorf
 unten: Der Badweier von 1885 in Burgdorf, von Süden



Tafel 6 oben: Die Mühle Ober Rinderbach, Affoltern
 unten: Der Schweikhof, Affoltern;
 in der Mitte der Stammsitz der Grossenbacher

Standpunkt aus eignen sie sich sicher sehr gut für den Sprachunterricht überhaupt, und ihre Vorzüge des Inhalts und der Ausdrucksweise wirken vielleicht auch da, wo der Schüler sich des Wertes dessen nicht bewusst ist, was er behandelt oder manchmal auch misshandelt.

Es ist meine feste Überzeugung, dass die heutige Art, in möglichst vielen Fächern den Schülern einen allgemeinen Überblick zu geben und zugleich jedes Fach einem besondern Lehrer zu übertragen, *falsch* ist. Der Schüler weiss dann von allem etwas und im ganzen so gut wie nichts. Für manchen Lehrer gilt das Gegenteil; er kennt sein Fach mehr oder weniger gründlich, daneben aber besteht nichts anderes für ihn. Trotz allem, was uns die Entwicklung der letzten Jahrhunderte gebracht hat, bildet das menschliche Wissen eine Einheit und steht unter der Herrschaft der gleichen Gesetze. Wer sie kennt, dem ist der Zugang zu den Schätzen der Weisheit leicht. Dem gewöhnlichen Erdenbürger ist es allerdings nicht beschieden, den hohen Standpunkt zu erreichen, von wo der Überblick mühelos über das ganze Gebiet sich erstreckt. Für ihn gibt es aber ein anderes Mittel, nämlich das, dass er auf irgend einem Feld, mag es auch begrenzt sein, das Zelt aufschlägt und dieses Feld gründlich bebaut. Fast unbewusst lernt er dort die grossen Gesetze vielleicht nicht erkennen, aber doch spüren. Das erleichtert ihm das Verständnis auch für Dinge, die scheinbar fernabliegen. Er ist irgendwo zu Hause, hat irgendwo einen Halt, und von diesem festen Stand aus kann er seine Kraft mit Erfolg anwenden, er versinkt nicht in den Schlamm eines anscheinend weiterreichenden, aber unter den Füßen weichenden oberflächlichen Wissens. Da liegt auch die Erklärung dafür, dass ganz einfache Leute, der Bauer, der Handwerker, in grossen und schweren Fragen oft ein so sicheres Urteil haben. Sie kennen das ihnen zugefallene Tätigkeitsgebiet von Grund auf und verwerten die hier geltenden Grundsätze, die ja das ganze menschliche Leben gleichermassen beherrschen, und die sie anwenden, ohne sich ihrer bewusst zu sein, mit Erfolg auf Gebieten, die ihnen scheinbar verschlossen sind.

Wenn daher namentlich aus frühern Zeiten die Zeugnisse zugunsten der alten Sprachen so zahlreich sind und diesen das Hauptverdienst an der geistigen Ausbildung zuerkannt wird, so liegt die Erklärung zum guten Teil in der Tatsache, dass zu jener Zeit der Unterricht in Latein und Griechisch wirklich ein tiefgehender war und den Angehörigen zum mindesten in diesem einen Wissensgebiet sichere Kenntnisse und damit Zutrauen und Sicherheit gab.

Dazu kam als anderer Umstand her, dass in früheren Zeiten mit dem Gymnasium die Beschäftigung mit den alten Sprachen nicht aufhörte; sie spielten in den *Hochschulstudien* viel mehr als jetzt ihre Rolle weiter. Das hatte seine Bedeutung ganz natürlich in dem Sinn, dass die vorhandenen Kenntnisse nicht verloren gingen. Mir scheint aber die Tatsache wichtiger zu sein, dass mit zunehmendem Alter die Erfahrung und die Einsicht wachsen, und dass dann erst dem Menschen die Augen für manches aufgehen, was er bis dahin nicht gesehen hat. Sein Verhältnis zu allen Wissensgebieten wird ein anderes; er vermag erst jetzt ihre Art richtig zu beurteilen, ihren Wert zu schätzen, ihre Schönheit zu erkennen. Das scheint mir namentlich für die alten Sprachen zuzutreffen. Mir z. B. sind die eigenartigen Vorzüge des Lateins, der knappe sichere Ausdruck, die Gewalt, mit der ein Gedanke gefasst wird, die kraftvolle, männliche Art erst lange nach dem Maturitätsexamen zum Bewusstsein gekommen. In diesem Augenblick der Erkenntnis hatte ich aber so vieles vergessen, die Bedeutung der Worte, die Satzlehren usw., dass ich nicht mehr imstande war, ohne sehr grosse Mühe den Sinn dessen, was mir vor Augen kam, zu erfassen.

Hier liegt für mich der Haupteinwand. Der Gymnasiast ist zu jung, um das Ganze aus den alten Sprachen zu ziehen, was sie ihm geben können. Mit dem Abschluss der Gymnasialzeit schliesst er heute in der Regel auch die römischen und die griechischen Schriftsteller; damit verschliesst sich ihm aber eine Welt, in der er erst noch hätte sehend werden sollen. Bei den lebenden Sprachen liegen die Verhältnisse anders. Mit ihnen müssen wir uns auch später, auf der Hochschule, im täglichen Leben, immer wieder abgeben und haben so Gelegenheit, der wachsenden Einsicht entsprechend sie besser zu verstehen. Der Faden reisst nie ab, und die in der Schule erworbenen Kenntnisse wirken sich oft sehr lange Zeit nachher erst so recht aus. Bei den alten Sprachen fehlt dem heutigen Geschlecht in der Regel der Zusammenhang und infolgedessen die Möglichkeit, dasjenige, was es in jungen Jahren gelernt hat, auch wirklich mit Nutzen zu verwerten. Deswegen bin ich grundsätzlich einer Ordnung, die nicht Latein und Griechisch als den Mittelpunkt des Unterrichts bestimmt, zugeneigt und halte sie unter den heutigen Verhältnissen für richtig.

Natürlich spielen noch eine Reihe anderer Tatsachen eine Rolle, namentlich die, *wie* der Unterricht in den alten Sprachen erteilt wird. Ich denke dabei nicht in erster Linie an die Lehrer, mit denen wir, wie ich bereits gesagt habe, nicht besonders Glück hatten. Aber der ganze *Unterrichtsplan* war meines Erachtens verfehlt. Man hetzte uns tatsächlich von einem Schrift-

steller zum andern; möglichst viele Werke und von jedem möglichst viele Kapitel gelesen zu haben, war der Ehrgeiz namentlich des Rektors Haag. Das hatte zur Folge, dass wir sozusagen nie aus den Anfangsschwierigkeiten hinauskamen. Kaum hatten wir uns mit einem der alten Herren etwas vertraut gemacht und es so weit gebracht, dasjenige, was er sagte, doch einigermaßen zu verstehen, ohne jeden Augenblick das Wörterbuch benutzen oder bei jedem Satz irgend eine Schwierigkeit überwinden zu müssen, dann legte man ihn beiseite und nahm nach dem Gesetz der Progression, das nicht nur den Steuervögten, sondern auch den Schulmeistern heilig ist, einen andern, tiefer denkenden und schwerer zu verstehenden Schriftsteller vor. Wie soll es da möglich sein, irgendwie mit Freude und Verständnis zu arbeiten und über die Schwelle weg etwas tiefer ins Haus hinein zu dringen?

Diesen Fehler könnte man mit Leichtigkeit verbessern, aber auch dann bleibt für mich der Einwand durchschlagend, dass der Wert der alten Sprachen nur dann ganz zur Geltung kommt, wenn man sich in reifern Jahren mit ihnen beschäftigt; erst dann lohnen sich auch die gewaltigen Aufwendungen an Zeit und Arbeit, die ein früheres Geschlecht ihnen gewidmet hat. Dieses Geschlecht hatte aber gerade die Möglichkeit der Verwertung und Vertiefung, eine Möglichkeit, die für uns lange nicht mehr im gleichen Masse besteht.

Ich bleibe also dabei, dass sich für unsere Zeit eine andere Ordnung der Dinge empfiehlt. Damit ist aber die Lösung nicht gefunden. Es stellt sich erst die wichtige und schwierige Frage, was an die Stelle des Bisherigen treten solle.

Allerdings wurde in dem *neuen Lehrplan*, wenn man das ganze Gymnasium in Betracht zieht, der Unterricht in der *deutschen* Sprache vermehrt. Diese Vermehrung fällt aber in der Hauptsache auf die untersten Klassen; in den obersten ist es bei den alten drei Stunden in der Woche geblieben. Eine Stunde mehr Deutsch in der Sekunda oder in der Prima hat aber eine ganz andere Bedeutung als deren zwei oder drei in der Oktava oder Septima. Das gleiche gilt für das Französische. Das eine Ziel, die Ausdehnung des Deutschunterrichtes, ist also wohl äusserlich, nicht aber tatsächlich erreicht worden.

Sodann halte ich auch die Ausdehnung des Unterrichts in der Chemie, der Naturgeschichte und der Geographie bis in die obersten Klassen für *nicht* unbedingt notwendig. Ich habe es an mir selber erfahren, und meinen Kameraden ist es nicht anders gegangen, dass ich meine ganzen Kenntnisse in

der *Chemie* auf Grundlage der alten Ordnung erworben habe; was in der Prima dazugekommen ist, bedeutete tatsächlich nichts, jedenfalls keine Vermehrung, eher eine Verschlechterung; daran trug der neue Lehrer *Burckhardt*¹, der ohne Ernst und Lehrbegabung war, die Schuld. Ich habe also nicht nur das Examen mit demjenigen Wissen bestreiten müssen, das ich dem alten Lehrplan verdankte, sondern auch im spätern Leben nur auf eben dieses gegenüber den heutigen Anschauungen beschränkte Wissen rechnen können. Es hat mir vollkommen genügt, auch dann, als mir mein Amt die Verpflichtung auferlegte, chemische Vorgänge zum mindesten soweit zu verstehen, dass ich mir ein Urteil darüber machen konnte, um was es sich handle, ob es sich rechtfertige, neue Einrichtungen zu treffen, neue Mittel aufzubringen und dergl. Gleich ist es meinen Kameraden gegangen, die in ihren Studien und in ihrem Beruf sich beständig mit Fragen der Chemie beschäftigen mussten, vorab den Mediziniern. Mehr als einem ist sogar die gegenüber früher weiter getriebene Ausbildung, die er auf dem Gymnasium erhalten hat, an der Hochschule fast zum Verhängnis geworden. Den Herren Professoren ist es nämlich nicht eingefallen, ihren Unterricht zu ändern; sie haben am gleichen Ort angefangen wie früher. Infolgedessen bekam der junge Student noch einmal das zu hören, was ihm schon vorgetragen worden war. Dass unter diesen Umständen der Widerstand gegen die Verlockungen der studentischen Freiheit geschwächt wurde, ist klar; so ist es denn so weit gekommen, dass mancher Medizinstudent das erste Examen nur mit grosser Mühe zu bestehen vermocht hat. An den viel gefährlicheren Klippen der Maturität und des Staatsexamens ist er leicht vorbeigekommen; das kleine Hindernis des Propädeutikums hat man ihn veranlasst, zu unterschätzen. Das sind gewiss ungewollte Folgen, aber sie bestehen und lassen sich nicht abstreiten.

Aus diesen Gründen halte ich die bernische Gymnasialreform aus dem Anfange der neunziger Jahre *für verfehlt* und auch das, was seither geschehen ist und sich im ganzen in der gleichen Richtung bewegt hat.

Für uns Gymnasiasten jener Zeit hatte die Neuordnung Wirkungen sehr verschiedener Art. Unter den Altphilologen jedenfalls war der schroffe Übergang zur neuen Ordnung nicht zu rechtfertigen. Er lässt sich nur aus der Hast erklären, mit der Herr Gobat alles, was ihn beschäftigte, betrieb. Es ist denn auch bei der ganzen Sache bedenklich wenig herausgekommen. Dieses unerfreuliche Ergebnis hätte bei einiger Ruhe und Überlegung wohl vorausgesehen werden können. Wie es in Wirklichkeit gegangen ist, wird wohl nie aufgeklärt werden können. Dass Haag imstande war, so zu

handeln, wie ihm vorgeworfen wurde, daran hat von uns wenigstens keiner auch nur einen Augenblick gezweifelt.

Für uns wurde die Geschichte aber aus andern Gründen noch viel wichtiger; von einem Tag zum andern tauchten *drei Fächer* auf, von denen wir bis dahin nicht gewusst hatten, dass wir in ihnen ein Examen würden ablegen müssen: Chemie, Geographie und Naturgeschichte. Da galt es nun, sich zu sputen. Wenn wir irgendwie mit Anstand die Prüfung bestehen wollten, musste in der kurzen Zeit eines Jahres in der ohnehin schon schwer belasteten Prima tüchtig gearbeitet werden. Ohne eine ganz gewöhnliche Einpaukerei ging das nicht ab. War das schon an und für sich nicht sehr erfreulich, so war es die Art, in welcher die Aufgabe durchgeführt wurde, noch viel weniger; die Lehrer unterzogen sich ihr ebenso ungern wie wir selber.

10. Schweikhof, Rinderbach, Thorberg

Der erste Weg, den ich über die nächste Umgebung hinaus geführt wurde, ging nach dem *Schweikhof*, dem grossmütterlichen Heimwesen; ich habe ihn schon in der zartesten Jugend gemacht, lange bevor ich meines Daseins richtig bewusst war und lange vor dem Zeitpunkt, bis zu dem meine Erinnerungen zurückreichen. Der Schweikhof war und ist übrigens heute noch ein kleiner Weiler in der Gemeinde Affoltern, unweit der heutigen Eisenbahnstation. Er besteht aus etwa einem halben Dutzend Bauerngehöften. Dasjenige der Grossmutter war besonders schön gelegen. An sonniger Halde stand das grosse Bauernhaus mit den Nebengebäuden, Speicher, Schuppen, kleinem Wohnhaus, Hüsli genannt, usw. Drum herum zog sich als ein grosses Stück Land, etwas geneigt, nach emmentalischen Begriffen aber als eben anzusehen, fruchtbar und sorgfältig bebaut, von den Nachbarhöfen abgetrennt, ein Bauernwesen, wie sie bei Gotthelf so schön beschrieben werden (s. Tafel 6).

Die Leitung lag in der Hand meiner Grossmutter *Verena Grossenbacher*¹. Der Grossvater *Johann Grossenbacher*² war einige Jahre vor meiner Geburt verstorben und hatte seiner Witwe 9 Kinder, von denen die meisten noch schulpflichtig waren, und den stark mit Schulden belasteten Hof zurückgelassen. Sie war nach dem damals geltenden bernischen Recht in allen Teilen an Stelle des verstorbenen Ehemanns getreten, nicht nur in Bezug auf das Vermögen, das mit sämtlichen Bestandteilen auf sie überging, sondern auch in Bezug auf die elterliche Gewalt. Wie in unzähligen andern Fällen

hat sich auch hier diese Ordnung glänzend bewährt. Es brauchte keine Teilung zwischen Mutter und Kindern einzutreten, keine besondere Vormundschaft über die letzteren eingesetzt zu werden; es fand infolgedessen keine Umgestaltung der Verhältnisse statt, die wohl kaum erlaubt hätten, den bisherigen Zustand sozusagen unverändert weiter zu führen und den Hof der Familie zu erhalten. Ohne sichtbare Veränderung ging das Leben seinen gewohnten Gang weiter, und die Auseinandersetzung mit den Kindern wurde auf den Tod der Mutter hinausgeschoben, auf einen Zeitpunkt also, in dem sie jedenfalls älter, wie in unserem Fall alle mehrjährig und selbständig waren.

Die Aufgabe, die so der *altbernischen Witwe auffiel*, um mich dieses Fachausdruckes des bernischen Rechtslebens zu bedienen, war eine schwere, für tüchtige Frauen aber auch eine dankbare. Man darf wohl sagen, dass die bernischen Witwen sich ihr in der grossen Mehrzahl der Fälle in überraschend hohem Masse gewachsen gezeigt haben. Was ihnen an Sachkenntnis und Erfahrung, insbesondere in den äusseren Beziehungen, abging, das ersetzten sie durch die den Frauen eigentümliche Hingabe an ihre Aufgabe.

So war es auch bei der *Grossmutter*. Jedermann spürte, dass sie regierte. Unermüdlich war sie an der Arbeit, immer auf das Wohl ihrer Kinder bedacht. Für sie verteidigte sie mit nie erlahmendem Eifer und mit grosser Festigkeit Haus und Hof, die Grundlage des ganzen Lebens der Familie; wo sie ihr Recht bedroht sah, wehrte sie sich dafür unerschrocken und, wenn es sein musste, auch scharf. So gelang es ihr, alle neun Kinder zu rechten Menschen heranzuziehen, und auch von ihr hätte Gotthelf sagen können, dass brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren und brave Söhnisweiber sie um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten.

Für uns Kinder, die wir in Sumiswald in unserer kleinen Familie wohnten, öffnete sich hier eine ganz andere Welt. Das grosse Haus mit seinem weit hinabreichenden Schindeldach bot des Merkwürdigen viel, von den Wohnstuben an, durch die grosse rauchige Küche ohne Kamin, in die Tennen und Ställe, bis auf die dämmerige Bühne mit ihren nie ganz erforschten Winkeln und Leitern, Verschlängen usw. Belebt wurde das Haus durch eine zahlreiche Bewohnerschaft, die Grossmutter, die Kinder, dann die Mägde und Knechte, die Tagelöhner mit ihrem Anhang, die Hüterbuben, die Handwerker, diese oder jene Vettern und Basen, nicht zu vergessen die Grosskinder, aus deren rasch wachsender Schar immer einige sich hier herumtrieben. In

den Ställen standen die Pferde, jedes für uns von Bedeutung, eine Individualität, wie die gelehrten Herren sagen, dann das mehr durch die Zahl wirkende Volk der Kühe und Kälber, die Schweine und die Schafe bis zum wichtigen Haushund und den zahlreichen herumstreichenden Katzen, den Hühnern und Tauben. Da gab es immer etwas zu sehen und zu erleben.

Die ganze Arbeit war stark auf die *Selbstversorgung* eingerichtet, viel mehr als das heute der Fall ist. Die beiden Pfeiler der Wirtschaft waren *Milch* und *Korn*, daneben wurde immer *Hanf* und *Flachs* gepflanzt und daraus wie aus der ebenfalls selbst gezogenen *Wolle* allerhand Stoffe hergestellt; stand doch im Keller der Webstuhl, den einige der Tanten trefflich zu handhaben wussten, und dessen Erzeugnisse, schön blau und weiss oder rot und weiss gewürfelte Bettanzüge, dann grobe, aber starke Leintücher, Handtücher usw. in einzelnen Stücken wohl heute noch in der weitverzweigten Nachkommenschaft zu finden sind. Die Hungersnöte der vierziger Jahre waren noch nicht vergessen, und die Grossmutter hielt mit Strenge darauf, dass immer Vorräte für böse Zeiten da waren, nicht nur Korn, sondern auch gedörrte Kartoffeln, Apfelschnitze und, was immer ohne Schaden auf längere Zeit sich aufbewahren liess.

So genau gerechnet werden musste, so war, wie das in einem rechten Bauernhaus der Fall ist, *Essen und Trinken* immer in einer gewissen Fülle vorhanden. Auf dem Tisch standen grosse Schüsseln voll Milch, lagen die mächtigen Brote, ganze Berge von Kartoffeln usw. Auf mich, der ich an die kleinen Platten des elterlichen Tisches gewöhnt war, machte das einen tiefen Eindruck, und als mich einst der bereits genannte väterliche Freund Affolter fragte, nicht wahr, Karl, im Schweikhof gibt es keine *Kartoffeln*, beschrieb ich ihm mit solchem Eifer, wie da ganze Körbe voll auf den grossen Esstisch geleert würden und alle Anwesenden mit Händen und Armen wehren müssten, damit die vielen Knollen nicht auf den Boden fielen, dass der gute Mann ein wahres Vergnügen daran fand, mir immer wieder die nämliche Frage zu stellen und sich an meiner Entrüstung zu freuen. Wer diesem Spiel keinen Geschmack abgewinnen konnte, das war die Grossmutter; sie sah darin den Spott auf ihre einfache Lebensweise und die hergebrachte Sitte verborgen, und dagegen ist der Bauer empfindlich, weit mehr, als viele sich für sehr „merkig“ und gescheit haltende Leute ahnen. Schleckereien gab es keine. Die Schokolade war unbekannt, der Zucker eine mit Zurückhaltung und Ernst verwendete Ware. Gleichwohl fand sich immer etwas, was uns herrlich schmeckte, zum Teil deswegen, weil es wirk-

lich gut war, frisches Obst, dünne Schnitze, Birnensaft, frischgebackenes Brot, Kuchli aller Art, zum Teil, weil es für uns selten war oder in ungewohnter Art dargeboten wurde: mit welchem Vergnügen haben wir die sogenannten Kässpäne gegessen, einen geruch- und geschmacklosen „Abfall“, und wie herrlich schmeckten Kaffee und Brot, wenn man sie beim Imbiss auf freiem Feld zugewiesen erhielt wie die streng arbeitenden erwachsenen Leute! In dieser Hinsicht hat das Land einen grossen Vorteil über die Stadt, in der die Kinder mit immer teurerem und anspruchsvollerem Spiel- und Esszeug überfüttert werden, ohne dass deshalb ihr Vergnügen und ihre Freude grösser würden.

Die *Arbeit* im Hause der Grossmutter begann früh und war hart für Alt und Jung. Aber sie wurde nicht dumpf und verdrossen verrichtet, sondern es herrschte fast immer ein gutes Stück Freude und Fröhlichkeit. Die Grossmutter selber gab trotz ihren vielen Sorgen und ihrer Strenge *diesen Ton* an, er wurde von dem zahlreichen jungen Volk, den Kindern und Grosskindern, natürlich gern aufgenommen und verstärkt. Dabei ging es aber immer sehr gesittet und ruhig zu, viel anständiger als in manchem vornehmen Hause. Das grobe Reden oder gar das Fluchen wurde nicht gern gehört; uns Kindern war es verboten, uns zur Bestärkung unserer Behauptungen des Wörtchens „gewiss“ „gwüss“ zu bedienen, wir mussten uns mit der Abschwächung „gwünd“, die meines Wissens gar keinen Sinn hat, begnügen. Das ganze *Leben* war so ländlich und altväterisch als nur möglich. Alles duzte sich. Die Grossmutter wurde von jedermann Muetti genannt, von Kindern und Enkeln, von Knechten und Mägden und, wer im Hause verkehrte; hätte jemand von der Frau Grossenbacher gesprochen, so hätte man ihn zuerst nicht verstanden und nachher ausgelacht. Den verstorbenen Grossvater nannte alles den Trätti. Die trauliche Art zeigte sich auch in der *Namensgebung* der fünf Töchter. Sie waren alle ganz stattliche Frauenzimmer, meine Mutter die kleinste und schmalste. Sie wurden aber Lisebethli, Vreneli, Grittli, Mädeli, Annamareili genannt und gerufen. Heute heissen die jungen Damen Greti, Trudi, Anni, Berti usw., von Namen, bei denen man nicht weiss, aus welcher Sprache sie kommen, und ob sie einem Mann oder einer Frau gelten, ganz zu schweigen. Liegt darin nicht der Ausdruck einer anders gewordenen Geistesverfassung, rauher und kälter als diejenige, aus der das Änneli, das Bäbeli, das Kätheli usw. herausgewachsen sind?

Für meine Grossmutter war der Spruch leitend: „*Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen*“. Sie war von einer ganz natürlich frommen Art und fand in ihrem Glauben nicht nur Trost und Erbauung in schweren Stunden, er

war die Grundlage für ihr ganzes Leben und gab ihrem Tun die Richtung. Was das Feld hervorbrachte, das war das Geschenk Gottes und musste als solches in Ehren gehalten werden; das Brot insbesondere wurde mit Ehrfurcht behandelt, und wenn alles zu Nutzen gezogen wurde, was gewachsen war, so geschah das nicht nur des Gewinnes wegen, des Reinertrages, dessen Propheten die Herren in Brugg heute sind, sondern weil es sich um eine Gabe des Himmels handelte, die man mit Achtung behandeln musste und nicht verkommen lassen durfte. Das Gottvertrauen hat die Grossmutter aufrecht erhalten bis in die Mühseligkeit des Alters hinein, die ihr auch nicht erspart blieb.

Dabei stand sie fest auf dem Boden der *Landeskirche*. In dem eigenartigen religiösen Leben des Emmentals hat der Schweikhof seit jeher eine besondere Rolle gespielt und bis zur Stunde behalten. Er war immer der Mittelpunkt einer kleinen Gemeinde, deren Glieder abgesondert von den andern Gläubigen ihr Heil in eifriger Beschäftigung mit religiösen Fragen suchten und gewiss zum Teil auch fanden. In den siebziger Jahren war es eine Familie Flückiger, Flückie genannt, in deren Haus die Versammlungen, die „Stunden“ stattfanden, in dem die von Andersdenkenden als Stündeler bezeichneten Glaubensgenossen sich einfanden. Die dunkel gekleideten, ernst blickenden Leute zogen von allen Seiten her auf ihren Sammelpunkt los und kamen zum Teil auch beim Hause der Grossmutter vorbei, wodurch der Gegensatz oder besser gesagt der Unterschied gewissermassen körperlich greif- und sichtbar wurde. War mit dieser Absonderung, wie ich nach meinen seitherigen Erfahrungen annehmen muss, ein Geist der Überhebung verbunden, so war er gewiss nirgends weniger angebracht als gegenüber der Grossmutter. Sie lebte, abgesehen von diesen religiösen Fragen, mit der genannten Familie Flückiger im besten Einvernehmen, und mehrere Jahrzehnte nachher hat mir der damalige Bauer erzählt, wie gut das Verhältnis mit dem grossmütterlichen Hause gewesen sei, und wie dankbar er und seine Leute sich seiner erinnerten.

Das Ganze, so klein es war, bedeutete für mich eine wahre Welt und ist nicht ohne tiefgehenden Eindruck geblieben. Ich muss heute noch mir und den andern Nachkommen wünschen, dass der *Geist der Grossmutter* in ihnen lebendig bleiben möchte. Die Enkel und Urenkel sind viel gebildeter und glauben, mehr zu wissen als ihre einfache Stammutter, sie drücken sich gewählt aus und sagen anstatt Trätti und Muetti sogar Papa und Mama; aber wenn sie sich darüber ausweisen sollten, wie sie ihre Pflicht erfüllen

und in den Prüfungen des Lebens sich bewähren, so wäre es wohl an ihnen, sich bescheiden ins hintere Glied zu stellen!

Im Lauf der Jahre wurde die Familie im Schweikhof kleiner, die Kinder machten sich selbständig, verheirateten sich und gründeten eigenen Haushalt. Damit erweiterte sich unsere Welt, weil sich für unsere Besuche neue Möglichkeiten darboten.

In vorderster Linie stand da der *Rinderbach*. Es ist das eine Mühle und Bauerngehöft auf der dem Schweikhof entgegengesetzten Seite von Affoltern, in dem langen Graben, der sich von dem hochgelegenen Dorf über Rüegsbach und Rüegsau hinunterzieht und im Rüegsauschachen das Tal der Emme erreicht. Dort war die älteste Schwester der Mutter, *Lisebethli*, geb. 1845, mit dem Müller *Anton Ryser*³ verheiratet. Eine rasch wachsende Kinderschar umgab sie. Für uns war das wieder etwas ganz anderes als der Schweikhof. Die *Mühle*, so klein sie war, bot ganz neue Ausblicke und Erfahrungen. Sie war ordentlicherweise Tag und Nacht in Betrieb, und ihr Gang erschütterte das ganze Haus. In drei Böden waren die sehr einfachen Maschinen aufgestellt, verbunden waren die verschiedenen Stockwerke durch einen Aufzug, der uns als ein Wunder vorkam und uns unzähligemal ohne eigene Anstrengung in die Höhe und wieder in die Tiefe führte. Neben der Mühle war die unheimliche Wasserkammer mit dem grossen Wasserrad. In der Mühle und ihrer Umgebung war immer etwas zu sehen, und wir trieben uns bei unsern häufigen Besuchen beständig dort herum. Dabei war die Sache nicht ohne Gefahr, was den Reiz erhöhte. Man konnte irgendwo in ein Getriebe kommen oder von den Mahlsteinen ergriffen werden oder durch ein Loch hinunterpurzeln oder in den Bach fallen, kurz es bot sich eine ganze Auswahl von Möglichkeiten dar (s. Tafel 6 unten). Leider handelte es sich nicht immer nur um Möglichkeiten. Der *Bach*, der die Kraft lieferte, führte in tiefem Bett unmittelbar vor dem Hause vorbei und musste auf einer kleinen Brücke überschritten werden, wenn man von der Landstrasse zur Mühle kommen wollte. Es war in der Regel ein ungefährliches Wässerchen, wenigstens an dieser Stelle, wurde ihm doch weiter oben das Wasser für den Betrieb der Mühle abgezapft und erst unterhalb des Hauses wieder zugeführt. Manchmal konnte er aber doch gefährlich werden und das Zuviel und das Zuwenig, was er an Wasser führte, bildete eine ständige Sorge für die ganze Familie. In diesen Bach fiel eines der Kinder, ein Mädchen; es wäre das an und für sich noch nichts Böses gewesen, aber die Strömung war stark genug, um das Kind unter die Brücke zu tra-

gen, wo es hängen blieb. Es war kalt und der Boden gefroren; bis man die Brücke aufgebrochen hatte, war das Mädchen ertrunken. Sein Beispiel wurde uns bei jedem Anlass vorgehalten, und unser Tun und Treiben erhielt von daher ein besonderes Licht oder besser einen besonderen Schatten. Uns war das Schicksal gnädiger, und ich vermag mich nicht zu erinnern, dass einem von uns irgend etwas zugestossen wäre. An unserer Vorsicht hat das allerdings nicht gelegen.

Eine stets wiederkehrende Aufregung bot das Spiel mit den *Gänsen*. Wir konnten nicht lassen, sie zu necken, bis der Gänserich mit Geschrei und voll Zorn auf uns losfuhr; gelang es nicht, sich rechtzeitig zu retten, so war man sicher, einen ganz heftigen Hieb mit dem Schnabel zu erhalten.

An der Spitze der Familie stand der Grossvater, ebenfalls *Anton Ryser* geheissen, aber in der ganzen Gegend unter dem Namen Mühlitöni gekannt und geachtet. Er war ein kleines und durch das Alter gebücktes Männchen, wohlwollend, gescheit und mit dem Schalk im Nacken. Uns allen war er natürlich ein lieber Mann. Seiner Gemeinde hat er grosse Dienste geleistet, und der Wahlkreis schickte ihn viele Jahre in den *Grossen Rat*. Er hat dort vielleicht nie gesprochen. Aber er hat die Verhandlungen aufmerksam verfolgt und sich ein selbständiges Urteil gebildet; mancher, der glaubte, über den einfachen, in seinen hellen Müllerhalblein gekleideten Mann hinwegsehen zu dürfen, hätte bei ihm lernen können, nicht nur in einem gegebenen Fall, sondern in Bezug auf Lebensweisheit und Pflichterfüllung überhaupt. Er gehörte zu denjenigen Mitgliedern des Grossen Rates, die, ohne hervorzutreten, ihm doch die Stärke und den Charakter geben. So wenig sie reden, so scharf hören sie zu, und so gut wissen sie zu urteilen. Da gibt es dann keine Sprünge und keine aus dem Handgelenk und unter dem Druck einer zufälligen Sachlage gefassten Entschlüsse; es geht langsam und bedächtig zu, aber zuverlässig und sicher. Den Mann, dem sie ihr Vertrauen schenken, schauen sie sich genau an, er zwingt es weder durch Händedruck noch Hutschwenken, auch nicht durch billige Witze oder gar herablassende Art. Er muss es durch ernste Arbeit erwerben und sich immer bewusst sein, dass er wohl schweigsame, aber strenge und scharfblickende Richter vor sich hat. Wie mancher, der glaubte, man könne mit diesen Leuten nur so reden, wie es einem der Augenblick gerade eingibt, hat sich schon getäuscht, und wie fein ist ihr Gefühl für die in einer derartigen Behandlung liegende Geringschätzung! Diese Männer müssen und wollen ernst genommen sein; so schwer aber ihr Vertrauen zu erwerben ist, so treulich bewahren sie es dem, dem sie es einmal geschenkt haben. Der alte Mühlitöni ist unserer

Familie bis an sein Ende ein zuverlässiger Freund geblieben; sein Rat und sein Trost haben namentlich der Mutter in schweren Zeiten niemals gefehlt.

Neben ihm regierte seine Schwiegertochter, eben unsere *Tante*, eine überaus tätige und gescheite Frau. Sie übernahm nach dem Tode des Schwiegervaters die eigentliche Leitung der Familie und behielt sie bis in ihr hohes Alter, trotz Krankheit und Hinfälligkeit. Bis zu ihrem am Ende des Jahres 1926 eingetretenen Tod sagte sie den Söhnen, wie sie zu stimmen hätten, und verfolgte alles, was im Haus, in der Gemeinde und im Kanton und Land ging, mit Eifer und eigenem Urteil. Ihr Mann, der Onkel, trat zurück. An ihm zeigte sich der Nachteil des altbernischen Rechtes, das die Kinder erst zu Vermögen und Einfluss kommen lässt, wenn beide Eltern gestorben sind. Als der Vater, der alte Mühlitöni, starb, zählte der Sohn sechzig Jahre. Aber er war seiner Lebtag so sehr im zweiten Glied gestanden, dass er die Kraft nicht mehr besass, die Führung zu übernehmen; er ist bis an sein Ende ein herzensguter und rechtdenkender Mann geblieben, das Befehlen und Anpacken dagegen war nicht seine Sache. Glücklicherweise war die Frau anders geartet.

Von allen Stätten meiner früheren Jugend ist der Rinderbach vom Wechsel der Zeit am wenigsten berührt worden. Die Mühle geht noch immer und in den heimeligen Wohnräumen stehen noch die gleichen Möbel und hängen noch die gleichen Gebrauchsgegenstände wie einst. An der Wanduhr liest man immer noch die Jahrzahl 1777 und den Spruch:

*„So oft der Zeiger die Stunde berührt,
So gedenke, dass dich die Zeit zur Ewigkeit führt.“*

Ich lese ihn heute allerdings mit andern Gedanken als einst, da ich an ihm meine jungen Lesekünste übte!

Eine andere Schwester meiner Mutter, *Mädeli*, war unweit vom Rinderbach in dem hochgelegenen *Eugstern* verheiratet. Auch bei ihr waren wir zu Hause. Sie war vor allen andern lieb und freundlich mit uns, und, was sie uns von dem wenigen, was sie hatte, gab, das schmeckte deswegen besonders gut; ich meine noch jetzt, nach fünfzig Jahren, mich zu erinnern, wie herrlich der Birnensaft war, den wir bei ihr erhielten.

Von Burgdorf aus war es nicht schwer, die Beziehungen zu den Verwandten im Emmental zu pflegen. Ich ging am Samstag nachmittag oder am Sonntag früh häufig hin, entweder in den Schweikhof zur Grossmutter oder in den Rinderbach. Der Weg führte über den Kaltacker nach der Lueg und von da entweder in den tiefen Rüegsaugraben hinunter zur Mühle, wo

Onkel und Tante und die grosse Kinderschar wohnten, oder weiter über die Höhe weg zum Dorf Affoltern nach dem Schweikhof. Es ist einer der schönsten Spaziergänge, die sich denken lassen; zuerst die beiden alten Holzbrücken in Burgdorf, dann der Waldweg bis zum Sommerhaus, von da die steile Strecke des sogenannten Leuen, der alten tief in den Felsen eingeschnittenen Strasse, dann der Gang auf freier Höhe mit dem Wechsel der Aussicht auf die Hochebene bis zum Jura, in das Tal von Heimiswil und endlich über die zahllosen Hügel des Emmentals hinweg gegen Süden bis zu den Schneebergen. Es war schön im Sommer, wenn alles im Licht glänzte und Feld und Wald im strotzenden Grün standen, und schön im Winter bei Frost und Schnee, in der Ruhe und Stille des Morgens wie im Strahl der sinkenden Sonne. Jedenfalls ist mir der Weg nie lang vorgekommen.

Im *Schweikhof* war es still geworden. Die Kinder hatten sich nach und nach verheiratet, bis auf die jüngste Tochter, und eigene Heimstätten gegründet. Die Grossmutter hatte das Heimwesen dem ältesten Sohn *Hannes* in Pacht gegeben und lebte zurückgezogen in der Hinterstube. Gleich geblieben war ihre sichere Art, ihre Anteilnahme am Ergehen aller, ihr gesundes Urteil über Menschen und Ereignisse und ihr fröhliches Gottvertrauen. Man hätte ihr nicht angesehen, dass ihr Alter nicht sorgenfrei sei; die Sohnsfrau stand nicht gut mit ihr und wusste sich in den hergebrachten Ton nicht zu finden. Daraus ergaben sich Spannungen, die bei dem nahen Zusammensein schwer erträglich waren, die übrigen Kinder fern hielten und bei der Grossmutter das Gefühl erweckten, sie sei überflüssig geworden. Ich hätte davon nichts gemerkt, der Empfang war immer gleich herzlich, und niemand, am wenigsten die Grossmutter, liess etwas von den Sorgen merken, die, so schwer ihr früher auch das Leben in dem alten Bauernhause geworden sein mochte, ihr doch bis dahin unbekannt gewesen waren. Ich erfuhr die Sachlage von der Tante in Burgdorf. Die Grossmutter hat ihr Schicksal tapfer und ohne Murren getragen und für jeden, der kam, nicht nur eine Tasse Kaffee nebst andern guten Dingen bereit gehalten, sondern auch einen Trost und einen Zuspruch. Wenn sie mich mit ihren blauen Augen ansah und fragte, ob ich mich auch recht aufführe, so war das immer eine ernste Prüfung und der Ausgangspunkt für Reue sowohl als für gute Vorsätze. Ob diese letztern immer gehalten wurden, ist allerdings eine andere Frage; immerhin blieb ein tiefgehender Einfluss nie aus, und das ist doch immerhin etwas.

Im *Rinderbach* ging es jeweilen weniger ernsthaft, aber dafür umso unterhaltsamer zu. Die Vettern und Basen waren gleich mir im Alter, in dem man

immer zu Spass und dummen Streichen aufgelegt ist, und wir haben diesem Drang inner- und ausserhalb der alten Mühle freien Lauf gelassen. Mir war es dabei auch deswegen wohl, weil ich aller Besorgungen ledig war, für die ich sonst zur Verfügung stehen musste, und die umso unerwarteter und auch ungewohnter waren, je weniger man verstand, rechtzeitig an alles zu denken, was man z. B. an einem Sonntag zum Essen notwendig haben kann. Im Rinderbach liess man mich natürlich mit solchen Dingen in Ruhe, im Gegenteil, man behandelte mich als Gast und fütterte mich, dass es eines dehnbaren Bubenmagens bedurfte, um ohne Schaden die guten aber auch umfangreichen Bissen aller Art zu verarbeiten. Ging es dann wieder nach Burgdorf zurück, so begleitete mich wohl der alte Grossvater bis auf die Höhe, erzählte mir unterwegs von Vergangenheit und Gegenwart, liess mir im Wirtshaus auf der Lueg ein Glas Wein und einige Schmelzbrötlein geben und verabschiedete mich mit guten Worten und Wünschen und dem Auftrag, der Mutter, die ihm besonders lieb war, ja einen recht schönen Gruss im nächsten Brief oder bei der Heimkehr in die Ferien auszurichten. Alle solche Tage voll Liebe und Güte haben mir, wie ich hintendrein erst merkte, das Leben in Burgdorf stark erleichtert und die doch gar nicht leichte Trennung vom Elternhause erträglicher gemacht.

Freundschaftliche Beziehungen meiner Eltern führten mich auch vielfach nach einer ganz andern Richtung und in ganz andere Verhältnisse. Im Schloss *Thorberg* befand sich damals eine Arbeitsanstalt für Männer, geleitet von dem Verwalter *Minder*⁴ und seiner ebenso stattlichen wie tatkräftigen Frau. Beide hatten früher der von Gotthelf in Trachselwald gegründeten Erziehungsanstalt vorgestanden und waren von daher meinen Eltern, die im nahen Sumiswald gewohnt hatten, befreundet; es soll sogar eine Verwandtschaft von der Mutter her bestanden haben, über die ich aber nie klug geworden bin. Einer der Söhne aus der zahlreichen Kinderschar, *Eduard*⁵, etwas jünger als ich, war ebenfalls Schüler des Gymnasiums Burgdorf und wohnte bei meinem Onkel, und mit ihm kam ich oftmals über Samstag und Sonntag nach Thorberg. Das war wieder eine andere Welt. Ein grosser Anstaltsbetrieb mit allem, was an Verwalterwohnung, Gefangenenträumen, Essälen, Werkstätten, Arrestlokalen, an Ställen und Scheunen, an Gärten, Hofstätten, Äckern, Wiesen und Weiden dazugehörte, mit dem Hauptsitz auf dem hohen, schwer zugänglichen Schlossfelsen von Thorberg und mit einer ganzen Reihe weit entfernter und zum Teil noch höher gelegener Aussenwerke. Da gab es natürlich viel zu sehen und zu hören.

Verwalter Minder war ein schwerer Mann mit einem grossen roten Kopf, wohlmeinend, aber jähzornig, die Frau eine kräftige, derb zugreifende Bäuerin, nie müssig und die Seele des Ganzen. Dann waren mindestens zehn Kinder da, vom ältesten Sohn⁶ an, der damals in Bern Medizin studierte, und später als Arzt und Nationalrat in seinem Heimatstädtchen Huttwil eine fruchtbare Tätigkeit ausgeübt hat, bis zu einem oder zwei kleinen Kindern, die noch in der Wiege lagen und für uns ohne weitere Bedeutung waren. Dazu kam die Schar der Aufseher, Mägde usw. und endlich die Gefangenen, wohl etwa 200 an der Zahl. Uns stand der Zutritt überall frei, und bei der offenen und raschen Art der Hausmutter hörten wir auch über manche Dinge reden, die uns eigentlich nicht viel angingen. Es war aber im ganzen Hause viel Arbeitseifer und Pflichtgefühl am Werk, und so schadete der Unterricht weiter nichts.

Nach heutigen Begriffen ging es den Gefangenen nicht besonders gut. Daran waren aber weniger die leitenden Personen schuld als die baulichen Zustände, welche dazu zwangen, die Leute in grosse düstere Schlafsäle einzupferchen, die richtige Pest einer jeden Gefangenenfürsorge, und in ebenso düstern und niedrigen Werkstätten zu beschäftigen; entsprechend waren auch alle Nebenräume ungeeignet, eng, schmutzig und unübersichtlich. Besser hatten es die Leute, die in den Aussenwerken oder in den Scheunen des Hauptgutes wohnten und deren Leben sich nicht viel von demjenigen eines Bauernknechtes auf einem abgelegenen Heimwesen unterschied. Die Insassen waren übrigens auch keine hervorragende Gesellschaft, die meisten vielfach vorbestraft, bald im Gefängnis, bald im Zuchthaus und dann wieder wegen Bettels, Landstreicherei, Familienvernachlässigung in der Arbeitsanstalt, eben in Thorberg, untergebracht. Von einem von ihnen hörte ich den Vers, den er als das Leiblied dieser unglückseligen Leute bezeichnete:

*„Himmelan geht unsre Bahn,
wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dann nach St. Johann
und aufs Insmoos kommen werden.
Bern ist unser Unterstand,
Thorberg unser Vaterland“*

Ich habe mich in späteren Jahren viel mit den Fragen des *Strafvollzuges* abgegeben müssen und dabei oft an dieses Lied gedacht, das besser als lange Worte den ganzen Jammer schildert, den man heben sollte. Es stehen hier keine schweren Verbrecher vor uns, viel eher schwache Leute, nicht wenige

unter ihnen sind nicht gerade geisteskrank, aber doch nicht im geistigen Gleichgewicht. Meine Ansicht ging und geht dahin, dass man mit schönen Worten nicht viel ausrichtet, sondern die Leute nehmen und behandeln muss, wie sie sind. Zuerst muss man wissen, wie zahlreich sie sind, und wer zu ihnen gehört; mit Hülfe des Strafregisters und der Gefangenenverzeichnisse ist das eine verhältnismässig leichte Aufgabe. Dann muss man für sie *bei der Entlassung sorgen*, was ebenfalls nicht unmöglich ist. Und nachher darf man ihnen eröffnen, dass sie bei der nächsten Verurteilung nicht mit den üblichen und ihnen wohlbekannten paar Tagen Gefängnis oder zwei oder drei Monaten Korrektionshaus oder Arbeitshaus davonkommen werden, sondern dass man sie für einige Jahre versorgen werde. Ich bin überzeugt, dass man so einen grossen Teil von ihnen vielleicht nicht heilen, aber doch bessern könnte, und dass so der Skandal ein Ende nehmen würde, dass man den gleichen Mann von jung an bis zu seinem Tod immer und immer wieder strafen muss, bis im Strafregister fast der Raum fehlt, um alle Urteile einzutragen. Ich bin auch überzeugt, dass, wenn die Anstalt, in der sie versorgt werden, entsprechend eingerichtet ist, mit viel Arbeit an der freien Luft, rechtem Essen und Bett, einem Betrieb, wo nicht der Zwang, sondern der gute Wille und das gute Beispiel wirken und jeder eine gewisse Bewegungsfreiheit hat, man der Gesellschaft, aber auch den Leuten selber einen grossen Dienst leisten würde; sind doch die wenigsten von ihnen so unempfindlich, dass sie dem guten Einfluss unzugänglich wären, den die Weltordnung in ihrer Weisheit mit der redlich erfüllten Arbeit und Pflicht verbunden hat. Zum Schrecken vieler Fachleute, wirklicher und solcher, die sich dafür ansehen, habe ich oft schon den Plan entwickelt, die ganz Unverbesserlichen ständig zu versorgen mit der Einschränkung, dass man ihnen jedes Jahr einen Monat frei gibt, sie auf so lange entlässt, versehen mit Geld und Kleidern, und es ihnen freistellt, die Zeit zuzubringen, wie es ihnen beliebt. Gewiss würde ihr Leben nicht sehr tugendhaft und erbaulich sein, aber ebenso gewiss würden sie nachher getröstet wieder an die Arbeit gehen und die übrige Zeit des Jahres sich ruhig verhalten. Demjenigen, der fragt, wo denn da die Besserung bleibe, antworte ich, dass bei diesen Leuten von bleibender Besserung nicht mehr die Rede sein kann, und dem andern, der sich darüber bekreuzt, dass man die Leute auf diese Weise geradezu dem Nichtstun zuführe und einem anstössigen Lebenswandel, halte ich entgegen, dass es immerhin ein Fortschritt ist, wenn sie elf Monate lang arbeiten und ihre Mitmenschen nicht ärgern und nur einen Monat lang das Gegenteil tun, als wenn sie das ganze Jahr sich schlecht aufführen, bis der

Zufall und ein falsch verstandenes Urteil sie wieder auf einige Wochen hinter Schloss und Riegel schickt. Es war mir möglich, während meiner Tätigkeit als Justizdirektor die gesetzliche Grundlage im Armenpolizeigesetz vom Jahre 1912 zu schaffen. Die Anwendung scheiterte am Trägheitsvermögen, das wie jeden von uns so auch die Verwaltung beherrscht. Hoffentlich kommt wieder einmal ein Polizeidirektor im Kanton Bern, der dem Strafvollzug die ihm gebührende Beachtung schenkt und mit einem guten Herzen die Kenntnis der Menschen und Verhältnisse verbindet und zugleich den festen Willen und den Mut, neue Wege zu gehen, wenn er überzeugt ist, dass sie dem Ziel entgegen führen.

In den Zeiten meiner Besuche in Thorberg dachte ich allerdings nicht an solche Dinge. Ich liess es mir wohl sein bei der guten Aufnahme und Pflege, die ich dort fand, und benützte die Gelegenheit zu allen möglichen Tollheiten, die sich boten. So unterlagen wir der Versuchung, den böartigen Zuchtstier auf der Weide zu reizen und uns, wenn er auf uns loskam, auf einen steilen, mit dichtem Wald bestandenen Hang zu retten, wohin er uns nicht folgen konnte. Das Spiel war ebenso aufregend wie gefährlich und musste im geheimen betrieben werden, sonst hätte uns die Frau Minder entsprechend belehrt, wie sie es auch in andern Fällen handgreiflich zu tun wusste. Ich als Gast entging allerdings den Prügeln, dafür mussten die eigenen Schlingel herhalten, und wenn ich dann dabei stand und den Zuspruch hörte und die Hiebe fallen sah, dann kam ich mir ebenso betroffen vor wie diejenigen, die das Hagelwetter in erster Linie traf. Eine Auflehnung war ausgeschlossen, dafür war die Angst vor der starkgebauten und furchtlosen Frau zu gross. War sie doch bei den widerspenstigen Gefangenen mehr gefürchtet als ihr Mann, und hatte sie doch bei einer Meuterei, der die Aufseher nicht Meister wurden, so entschieden eingegriffen und den Rädelsführern einen Besen so kräftig um die Ohren geschlagen, dass sofort Ruhe eingetreten war. Man erzählte von ihr, dass sie einmal auf dem Bahnhof Burgdorf den bekannten Zeitungsschreiber und Politiker Ulrich Dürrenmatt angetroffen habe, der seine beissende Kritik auch auf ihren Mann und sie angewendet hätte. Sie sei ihm mit so kräftigen Worten und drohenden Gebärden entgegengetreten, dass er, der sich seiner Furchtlosigkeit zu rühmen pflegte, Reissaus genommen und sich in den Abort geflüchtet habe. „*Ein ertaubtes Weib ist ein gefährlicher Gegner*“, sagt schon Gotthelf.

Jedenfalls waren diese Besuche in Thorberg eine willkommene Unterbrechung des Schullebens und in ihrer Art eine ganz lehrreiche Sache, ganz

abgesehen von all' dem Wohlleben, das ich auch dort in grossem Mass gefunden habe.

Während dieser Zeit, am 19. Januar 1889, starb die Grossmutter im Schweikhof. Es war ein schwerer Verlust; denn mit ihr ging der Mittelpunkt der ganzen Familie verloren. An ihrer Beerdigung konnte man sehen, wie Goffhelf sagt, was eine gute Frau zu bedeuten hat in einer Gegend. Nicht nur die Kinder und Enkel weinten und trauerten, mit ihnen taten es viele andere, die das Schweikhofmüetti erfahren und in grossen Ehren gehalten hatten. Das landesübliche *Leichenessen*, für das die Verstorbene selbst noch die Anordnung getroffen und das Geld bereit gelegt hatte, – manches arme Fraueli hat nur bei solchen Anlässen Gelegenheit, sich an Fleisch und andern guten Dingen sattzuessen, pflegte sie zu sagen – stand unter dem Druck, dass nun die alte Heimat *verloren* sei. In der Tat war es keinem der Kinder möglich, den Hof zu übernehmen, er wurde verkauft, fremde Leute zogen auf; das alte Haus wurde durch einen schönen und grösseren Neubau ersetzt. Die heimatlichen Räume verschwanden dem körperlichen Auge; in den Herzen all' derer, die in ihnen ihre schönsten Jahre verlebt haben, bleiben sie bestehen, bis auch diese Herzen zu schlagen aufhören und aus dieser Welt verschwinden werden.

11. Die Maturitätsprüfung

Endlich kam das Examen heran. Vorher noch bekamen wir Gelegenheit, unsern Bekanntenkreis zu erweitern. Damals nämlich bestanden auch die Schüler des *Lerbergymnasiums* von Bern, des heutigen Freien Gymnasiums, ihr Maturitätsexamen in Burgdorf. Auch diese Anstalt besass keine Oberprima und schloss im Gegensatz zum städtischen Gymnasium im Frühjahr ihren Unterricht ab. Wir mussten also mit unsern Schicksalsgenossen die mehrere Tage dauernde Prüfung bestehen, und um doch einigermaßen Bekanntschaft zu schliessen, war es alter Brauch, dass die Burgdorfer den Bernern einen Besuch abstatteten, den die Berner nachher zurückgaben. Wir fuhren also eines Samstagnachmittags nach Bern, wurden dort gut empfangen und landeten, nach einem tüchtigen Spaziergang, in der berühmten Wirtschaft zum Osterhas in Wabern. Bei Bier, Reden, Gesang und Erbsmus lernten wir uns bald kennen; die Innehaltung des richtigen Masses gelang vielen nicht, weder bei uns noch bei den Bernern, und

schliesslich kamen wir in stark erschüttertem Zustand wieder nach Burgdorf. Auch der Gegenbesuch fiel nicht anders aus. Bei den Bernern fand sich eine Gruppe, die vollkommen mit unserer Art überinstimmte; eine andere dagegen war ganz anders gesinnt, und ich verarge es ihren Angehörigen nicht, dass sie von uns nicht den besten Eindruck bekamen. Wir trösteten uns damit, dass wir im Grund der Dinge besser seien, als man nach dem rauhen Äussern und der geräuschvollen Aufführung schliessen konnte und musste. Eine Reihe von freundschaftlichen Beziehungen hat übrigens damals ihren Anfang genommen; zu unsern neuen Kameraden gehörten der spätere Stadtpräsident von Bern, Lindt¹, die jung verstorbenen Simon, der Arzt, August Plüss, der Geschichtsforscher, und Richard von Müller² von Hofwil.

Das Examen selber fand unter erschwerenden Umständen statt; wenigstens im Vergleich zu heute. Von den drei neuen Prüfungsfächern Chemie, Naturgeschichte und Geographie habe ich bereits gesprochen. Geprüft wurde über den *ganzen* im Obergymnasium durchgenommenen Stoff und zwar in *allen Fächern* schriftlich, in *einigen* auch mündlich. Erschwerend kam dazu, dass die Prüfenden lauter uns ganz unbekannte Leute waren mit einer zum Teil ungewohnten Art des Ausdrucks. Von den sogenannten Erfahrungsnoten wusste man noch nichts. Item, wir wurden gehörig geschüttelt, durchleuchtet und ausgepresst. Zum Schluss war aber das Urteil gnädig, wir kamen alle durch und durften infolgedessen uns der Freude hingeben, ohne sie uns durch die Rücksicht auf einen unglücklichen Freund trüben lassen zu müssen. Ein Hospitant, der nur kurze Zeit unserem Unterricht gefolgt war, hatte weniger Erfolg, aber nachdem er zuerst dem Rektor zu dessen grossem Schrecken eröffnet hatte, er werde sich das Leben nehmen, besann er sich bald eines bessern und machte die sämtlichen Examenfestlichkeiten fröhlich mit.

Mir persönlich erging es gut. Ich kam mit Note 1 durch und freute mich darüber natürlich sehr. Namentlich war ich stolz, als ich das Ereignis nach Hause telegraphieren konnte. Auch dort war begreiflicherweise grosse Freude, die von der Mutter unverhohlen gezeigt wurde, während der Vater seiner Gewohnheit nach einige Worte fallen liess wie: „*Es ist recht, übrigens aber nach den langen Jahren der Vorbereitung kein Hexenwerk.*“ Auch der Onkel in Burgdorf war stolz auf den guten Ausgang, und nur die Tante schüttelte den Kopf, weil ich einige Punkte mehr herausgebracht hatte, als das meinem Vetter Kellerhals im Jahre vorher gelungen war. Dieser war ein Muster in allen Dingen, ein Bild der Tugend, was sich von mir beim besten

Willen nicht behaupten liess. An der Tatsache, dass ich ihn im Examen übertroffen hatte, war aber nicht zu rütteln, und so musste die gute Tante neuerdings erleben, dass die Tugend oder, was sie darunter verstand, auf der Welt nicht immer belohnt und die Sünde nicht nach Verdienst gestraft wird.

Wir feierten unsern Erfolg in der üblichen Weise. Zunächst wurde ein grosser *Kommers* abgehalten. Dort musste Steinmann, der das beste Examen abgelegt hatte, den Lehrern danken; gemäss unserer ausdrücklichen Weisung hatte er aber zu erklären, dass der Dank in der Hauptsache auf die Vermittlung des Wissens Bezug habe, dass wir jedoch die Charakterbildung anbetreffend eine bessere Führung und Förderung gewünscht hätten. Die Lehrer waren von dieser Art der Anerkennung natürlich nicht sonderlich erbaut, immerhin nahmen sie die Frechheit ruhiger entgegen, als wir das hätten erwarten dürfen, und als wir einigen von ihnen Aufschluss gaben, dass der Vorbehalt dem Rektor Haag gelte, waren sie rasch zufrieden, wenn sie uns nicht geradezu recht gaben.

Dann schloss sich eine *Ausfahrt nach Sumiswald* an. Der Zufall fügte es, dass im „Bären“ gerade ein Leichenmahl stattfand, bei dem das Vergnügen über die angefallene Erbschaft grösser war als die Trauer. Wir vereinigten uns mit dem Leichengeleite zu einer fröhlichen Gesellschaft, wobei ich auf mehrere alte Freunde der Familie stiess, die an meiner Freude warmen Anteil nahmen und mit Worten und Zeichen der Anerkennung nicht zurückhielten.

Schliesslich kam der *Abschied*. Er wurde uns erleichtert durch die Aussicht auf die Herrlichkeiten der Studentenzeit, die vor uns lag, aber wir fühlten doch, dass die Auflösung eines Verbandes, der wie unsere Klasse durch Jahre hindurch gedauert und sich immer mehr gefestigt hatte, keine leichte Sache sei. Mehr als einer von uns ist nachher nie mehr in so enge und warme Kameradschaft hineingekommen, und namentlich im Anfang haben sozusagen alle erfahren, dass Freiheit und Selbständigkeit nicht ohne weiteres glücklich machen; bis die verlorene Freundschaft in ganz anderer Umgebung ersetzt war, ging es nicht leicht.

Für die meisten war die Trennung von *Burgdorf* eine endgültige. Wohl alle haben dem Städtchen und vorab seiner Schule ein gutes Andenken bewahrt. Manches, was wir ursprünglich gering schätzten, haben wir erst würdigen gelernt, als wir andere Verhältnisse sahen und mit dem vergleichen konnten, was wir in Burgdorf erfahren hatten. Der enge Zusammenhang zwischen den Schülern, die nahen Beziehungen zur Schule und zur

Lehrerschaft, die Beschränkung auf unsere eigentliche Aufgabe, die feste Zucht, sind uns nachträglich als ebenso viele Vorteile vorgekommen. Was uns fehlte, geistig der weite Ausblick, den eine grosse Stadt gibt, gesellschaftlich die Leichtigkeit der Bewegung, konnte sich, soweit es notwendig war, jeder an der Hochschule auch noch erwerben. Und wenn man dem einen oder andern später ansehen mochte, dass die Beherrschung der Formen nicht gerade seine Stärke war, so konnte er sich mit der alten Erfahrung trösten, dass es sich da um keine für das Schicksal des Menschen entscheidenden Fehler handle.

Die Trennung von meinen Verwandten fiel mir nicht schwer. Nach beinahe sechs Jahren gemeinsamen Lebens in engen und immer unruhigen Verhältnissen war es begreiflich, dass ich mich nach einer Änderung sehnte. Deswegen blieben meine Beziehungen mit dem Onkel doch gut, wie sie es trotz gelegentlichen Verstimmungen immer gewesen waren, und diejenigen zur Tante besserten sich, je grösser der Abstand wurde. Nach und nach sind wir übrigens ganz gute Freunde geworden, und als ich später neuerdings für längere Zeit ihr Hausgenosse wurde, kamen wir ohne die Reibungen der Gymnasialzeit aus. Mit Zunahme der zeitlichen und räumlichen Entfernung gedieh ich geradezu zum Musterjüngling; wer daran keine besondere Freude hatte, waren meine mit der Zeit heranwachsenden Vettern und Basen, denen diese Idealgestalt immer wieder als Beispiel zur Nachahmung empfohlen wurde!

Als wir uns am 11. März 1891 von Burgdorf trennten, fuhr gerade der Zug von Bern her ein, der die Mitglieder des Grossen Rates und zugleich die Kunde brachte, dass diese Behörde nach hartem Kampf Burgdorf als Sitz des kantonalen *Technikums* gewählt und den Städten Bern und Biel vorgezogen habe.

So begann an jenem Tag nicht nur für uns, die wir schieden, eine neue Zeit, sondern auch für den Ort, der während unseres Aufenthaltes sich gar nicht verändert hatte und nun plötzlich nach langem Stillstand zu neuem Aufstieg antrat.

Anhang
zusammengestellt von *Alfred G. Roth*

I. Beilagen

Beilage 1

Verzeichnis der Maturanden 1891, aus *Grütter, K.*: Zur Geschichte des Gymnasiums in Burgdorf 1855–1898, Burgdorf 1898, 110.

A. Literarabteilung

Frühling

1891

Aegerter Hans, Boltigen.
Büchler Hans, Bern.
Bützberger Walter, Bern.
Chastellain Henri, Lausanne.
Ehram Paul, Burgdorf.
Forestier Victor, Cully.
Liechti Emil, Langnau.
Masel Albert, Biel.
Müller Paul, Langenthal.
Neuhaus Max, Biel.
Rickli Emil, Laupen.
Scheurer Karl, Gampelen.
Schmid Oskar, Burgdorf.
Schüpbach Max, Oberdiessbach.
Schweizer Ernst, Grafenried.
Steinmann Fritz, Worb.
Walser Ernst, Biel.

B. Realabteilung

Frühling

Kohler Fritz, Oberdorf.
Moser Hermann, Herzogenbuchsee.
Otti Johann, Dotzigen.

September

Luchsinger Wladimir, Moskau.
Rüegg Werner, Kirchberg.

Beilage 2

Verzeichnis der Alten Herren der Bertholdia 1891, aus dem Jahres-Bericht der Bertholdia 1931/2 von *Alfred G. Roth*, Aktuar, Burgdorf 1932, 51 f.

1891

Chastellain H. v/o Gambrinus
Ehram Paul v/o Hinz
Hofmann Ernst v/o Schluck
Masel Albert v/o Pipin
Moser Hermann v/o Arkus
Neuhaus Max v/o Fisch
Otti Johann v/o Sinus
Rickli Emil v/o Flott
Scheurer Karl v/o Fink
Schüpbach Max v/o Blitz
Schweizer Ernst v/o Raab
Steinmann Fritz v/o Topf

Archivar
Fürsprecher
Gem.-Präsident
Pfarrer
Ingenieur
- Oberrichter
Professor
Fürsprecher
Bundesrat
Dr. med.
Pfarrer
Prof. Dr. med.

Lausanne
Bern
Sutz-Lattrigen b. Nidau
Bätterkinden
Zürich
Bern
Aarau
Laupen
Bern
Konolfingen
Neuenegg
Bern

Beilage 3

Auszug aus dem Protokollbuch VI der Bertholdia 15. 3. 1890–12. 10. 1891 im Archiv der Bertholdia, Burgdorf, mit Auftritten *Scheurers v/o Fink*.

II. Sitzung 21/III 1890 (Pfistern)

Mit lustigem Sinn zogen wir ein in die alte Pfistern... Mit seinem Pauke:

«Horch! Wie brauset der Sturm u. der schwellende Strom in der Nacht hin!

Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling du nahst!–»

erntete Fink allgemeinen Beifall. Die meisten können nichts kritisieren...

II. Act. *Verschiedene Cantösse wechseln ab mit Privatproduktionen, von welchen letztern namentlich diejenige Finks großes Gaudium hervorbrachte: «Ode über Braun» (der gerade zum Alten Herrn erklärte Ernst Kopp, Bern, später in Basel). In kräftigen Hexametern schildert er uns das sorgenreiche u. doch sich fröhlich machende Leben Brauns, wie er manchem, der kein passendes Ständchen weiß, aus der Klemme hilft u. zwar gerne, mit seinem ewig schönen Basse, wie alsbald vor dem Hause der Angebeteten ein kräftiges «Es blinken drei fröhliche Sterne» ertönt u.s.w....*

Schlussakt (des Quartals) 2. April 1890

Hospites: *Herr Rector Haag, die Herren Vollenweider, Bögli, Pfarrer Grütter, Ubert...*

2. Act. *Fink übergibt sein Praesidium unserm alten Haus Pan (Albert Müller, Zollikofen), um die Herren Lehrer u. besonders d. Herrn Rector zu unterhalten od. sich unterhalten zu lassen. Fink muß sowohl aus seiner mit Herrn Rector weise gepflogenen Unterhaltung den richtigen Augenblick bemerkt haben, um mit seiner wohl einstudierten, kräftigen Rede loszufeuern. Er ladet die Herren Lehrer ein, mehr Anteil an dem Verein zu nehmen u. uns mehr mit ihrem Besuch zu beehren, wodurch wohl ein innigeres Verhältniß zwischen Lehrer- u. Schülerschaft zu Stande käme. Auch lobt er die Einigkeit, die im letzten Jahre nicht nur in der Bertholdia geherrscht, sondern auch im ganzen Gymnasium.*

IV. Sitzung 26/IV 1890

Neue Füxe werden folgende aufgenommen: (6)...

Fink steigt mit seiner Declamation: «Das Gesicht des Reisenden» v. Freiligrath; wegen seiner guten Leistung ertönt ihm von allen Seiten ein donnerndes Bravo zu.

Fink legt den Füxen ans Herz, wie sie sich aufzuführen hätten in Bezug auf die Vereinsangelegenheiten; er mahnt sie, nach Schluß der Sitzung sich sofort nach Hause zu begeben, u. nicht allerlei Gegröhl u. Unfug zu treiben, was ja, wie allen wohl bekannt, sehr schlimme Folgen nach sich ziehen könne (Suspension).

V. Sitzung 3. Mai 1890

...es steigt Hinz mit seinem Pauk...

Auch Fink hat die Arbeit sehr gefallen, weshalb er die Füxe ermahnt, sich dieselbe zu Herzen zu nehmen u. in den folgenden Sitzungen sich doch anzustrengen, etwas zu kritisieren u. nicht so stupid u. nichts sagend dazusitzen...

Auch Fink erntet in seiner (freien, fingierten) «Rede des bernischen Gesandten in Stanz, als es sich darum handelte, ob die Freigrafschaft in den Bund aufgenommen werden solle», zahlreichen Beifall.

VI. Sitzung 10. Mai 1890

Nach dem Farbencantus erfreut uns Sinus sofort mit seinem gewaltigen Pauk «über die Schildkröten»;

Fink lobt den Fleiß, den Sinus bei seiner Arbeit gehabt; die Wahl des Themas gefällt ihm aber nicht, da man nicht wissenschaftliche Abhandlungen über irgend einen Gegenstand bringen soll,

von dem man ohne Extrastudium nichts verstehe; dies habe man auch diesen Abend an der schwachen Betheiligung an der Kritik gesehen.

...Nach ziemlicher Stimmenmehrheit wird nun beschlossen, Sonntag Morgen Pastor Bähler mit einem Kirchenbesuch incorpore in Oberburg zu beehren.

Nach der VIII. Sitzung vom 24. Mai 1890 wird die Aktivitas auf Grund der *«Anstrengungen des verruchten jesuitischen Schulkommissionspräsidenten»* suspendiert, Beschluss der Schulkommission 6. 6. 1890, vgl. *Hans Wüest* in *«Bertholdia Burgdorf 1882–1982»*, S. 30 f. – *«Ein schöner Geist muß doch in der Bertholdia herrschen, sonst hätten nicht fünf unserer Mitgymnasianer am letzten Abend ihres offiziellen Bestandes das Aufnahmegesuch eingereicht.»*

Neuer Bestand der Corona: 5 Burschen und 13 Füxe.

Aus dieser Zeit stammt die *Photo von L. Bechstein*, s. Tafel 3.

Sitzung v. 6. XII. 90. (Pfistern)

Präsidium: *Flott*, Actuar: *Blitz*

...unsere Sitzung...beginnt mit dem ersten Pauke von Fink: «Ist es für einen Gymnasialverein nützlich, wenn er Sektion einer Studentenverbindung bildet?» Der Referent beweist, daß es für einen Gymnasialverein höchst vorteilhaft ist einen Hochschulverein im Rücken zu haben, der sowohl ein festeres Auftreten nach außen, als auch starke innere Einigkeit ermöglichen würde. – Die Kritik beginnt...

Die kurze Replik beantwortet alle diese Bedenken. Fink erklärt, er habe sehen wollen, wie ein so schädlicher Gedanke bei uns aufgenommen würde. Der Pauk diene ihm als Prüfstein zur Merkgigkeit der Füchse.

Schlussact des IIIten Quartals. 22. XII. 90. Weihnachtsfeier

Präs: *Flott*, Actuar: *Blitz*

Hospites... *Hr. Dr. Stickelberger – Hr. Rector Haag.* –

So lange er noch gehört werden kann, will auch der Herr Prof. Dr. Rektor Haag ein Wörtlein in den Freudentrubel werfen. Und zwar fängt er gerade mit etwas aus der griechischen Geschichte an. «Groß ist der Ruhm der Frau, wenn man von ihr am wenigsten spricht», sagt Perikles in einer Rede an die Athener. Er führt im weiteren aus, daß die Frau die Bertholdia sei. Die Leute, die nicht von ihr sprechen sollen, sind das Kleeblatt Lehrerschaft, Polizei u. Schulkommission. Am Ende bringt er ein Hoch aus auf den Verein, dem er nach seiner Aussage stets ein reges Interesse entgegengebracht hat. Mugge (AH Hs. Moser) verdankt das ernste Wort dem Herrn Rektor, von dem wir nicht wissen können, ob er es von Herzen od. um zu schmeicheln gesprochen.

Ganz spät erhebt sich noch Stickelberger zu einem Pauke. Er sprach sehr weise und rühmte namentlich die Prima. Aus seiner Rede sei nur noch erwähnt, dass er uns Burschen allen Sekundanern als Muster vorstellte, «Füchse, nehmt's Euch zu Herzen!» Bald nach ihm steht der Zeiger des Kirchenturms auf 11 und der Fröhlichkeit wird mit dem Cantus: «O alte Burschenherrlichkeit» ein Ende bereitet.

IV. Quartal, XXXIV. Quart. d. offic. Bestandes

I. Sitzung 10. I. 1891

Präses: *Hinz*, Actuar: *Fink* (von diesem folgen 45 Seiten Protokoll in seiner Handschrift). *Die Ferien sind vorüber; zum letzten Male kehren die Burschen in das alte Philisterstädtchen zurück. Die Freude darüber würde erst noch viel größer sein, wenn nicht das Schreckgespenst der Maturität (im Frühjahr) drohend vor unsern Blicken sich erheben würde, u. wenn uns nicht allen der wehmütige Gedanke sich aufdrängte, daß wir zum letzten Mal als aktive Bertholdianer in Burgdorf einziehen. Die Bertholdia allein hat uns den Aufenthalt in diesem kleinen Neste angenehm gemacht, u. ihr verdanken wir wohl die fröhlichsten Stunden, die wir hier verlebt haben. Besonders nach den Ferien bezeugt das fröhliche Leben immer wieder von neuem, wie sehr wir den trauten Freundeskreis vermisst haben.*

III. Sitzung (Pfistern) 24. I. 91

...Nicht ungerügt soll bleiben, daß einem gewissen Artikel unseres Beschlussbuches, der verbietet, im ersten Akt mehr als 2 Töpfe zu trinken, vielfach nicht nachgelebt wurde, indem verschiedene Bursche mit sträflicher Unterstützung des Bierfuxen sich ein drittes Töpflein zu verschaffen wussten. Hoffentlich wird dieser Unfug in Zukunft aufhören!

Aus dem Bericht *Finks* über das IV. Quartal:

Das letzte Quartal brachte uns endlich die so sehnlich erwartete Ruhe; die alten Zustände wurden so weit thunlich wiederhergestellt, das Neue (Statuten) in so vorteilhafter Gestalt als möglich eingeführt. Manches wird sich im Laufe der Zeit als mangelhaft darstellen, klar und sicher sehen alle Bertholdianer ihr Ziel vor sich, dem alle mit der größten Beharrlichkeit, auch mit der größten Sorgfalt zustreben sollen...

Die Bertholdia hat in Zukunft einen schweren Stand (gegen die neue Litteraria); aber gleichwohl soll sie danach streben, das entscheidende Wort in den obern Klassen zu führen; sie soll die eigentliche Leiterin derselben sein. Sie soll aber das, was unser Unglück im letzten Jahr begünstigt hat, vermeiden: sie soll sich mit der thatsächlichen Leitung begnügen und nicht danach streben, ihre Macht allzusehr hervortreten zu lassen. Sie soll aber auch nicht vergessen, dass nur nach gehöriger Arbeit die rechte Fröhlichkeit sich entwickelt, u. von neuem jedem Gelegenheit bieten, seine Gedanken über alles frei u. offen herauszusagen. Sie soll auch der Ort bleiben, wo die rechte Freundschaft sich entwickeln kann, u. wo auch das Ideale seine Pflege findet. Dann erst wird sie auch wirklich Anspruch auf Fortbestehen machen können u. fröhlich aufblühen.

2. Anmerkungen

zur Einführung (S. 133)

- ¹ Scheurer, Alfred (1840–1921), 1894 Mitglied der Pferdezuchtgenossenschaft Burgdorf
- ² Gobat, Albert (1843–1914)
- ³ Scheurer, Anna Verena (1871–1966)
- ⁴ Kellerhals, Otto I, Dr. h. c. (1870–1945), Verwalter von Witzwil, der Schwager Karl Scheurers, 1895 auch Mitglied der Pferdezuchtgenossenschaft Burgdorf
- ⁵ Kellerhals, Hans (1897–1966), 1. Sohn von Otto I
- ⁶ Kellerhals, Otto II, Dr. h. c. (*1901), 3. Sohn von Otto I

zu Kap. 1 (S. 136)

- ¹ Steinmann, Fritz (1872–1932), Prof. Dr. med. in Bern, oo Bethy Mauerhofer von Burgdorf (1883–1942), Enkelin des Fritz (Anm. 3/7)
- ² Rektor: Friedrich Haag (1846–1914), Rektor 1884/91; 1887 schon ausserordentlicher und 1891 ordentlicher Professor für klassische Philologie in Bern
- ³ Haas, Franz (1826–1893), Präsident der Mittelschulkommission 1861/93; – sein Bruder: Johann Daniel Haas (1824–1896)
- ⁴ Haas, Therese, geb. Michel (1840–1906). – Die Tochter Therese (*1864) heiratete 28. 5. 1891 den Kaufmann Gustav Emil Bächler in Thun.

zu Kap. 2 (S. 140)

- ¹ Grossenbacher, Fritz (1858–1924), Dr. h. c., Tierarzt, 1894 1. Präsident der Pferdezuchtgenossenschaft Burgdorf; – 1885 oo Elise Rothen (*1863–1930 vom Hof hinter dem Wilden Mann in Wynigen), deren Bruder Fritz 1894 Vorstandsmitglied der Pferdezuchtgenossenschaft wurde.
- ² Brögli, Beda (1852–1917), Apotheker, Metzgergasse 6. Das Haus wurde nach einem Brand um 1906 völlig neu gebaut.

- ³ Brunnen: Es ist der „Holzbrunnen“ vor der Oberen Mühle, der älteste Brunnen, schon vor der Anlage der Unterstadt bestehend

zu Kap. 3 (S. 142)

- ¹ *Dür*, Dr. med. Emanuel (1801–1888), Kirchbühl 22
² *Reichenbach*, Carl (1816–1892), Fürsprech, 1863/6 Gemeinderat
³ *Morgenthaler*, Andreas (1823–1901), Fürsprecher, Vater des Stadtpräsidenten Otto und Grossvater des Dichters Hamo
⁴ *Schmid*, Rudolf (1822–1903), Leinwandherr, Grossrat, Nationalrat
⁵ *Schmid*, Andreas (1824–1901), Bruder Rudolfs, Leinwandherr, Grossrat, Nationalrat, 1863/86 Mitglied der Mittelschulkommission
⁶ *Fehr*, Heinrich (1815–1890), Käseexporteur, Präsident der Eidg. Bank AG in Bern, Grossvater von Scheurers Kameraden im Progymnasium *Heinrich Schiffmann* (1872–1904)
⁷ *Mauerhofer*, Fritz (1825–1889), Käseexporteur, Platzkommandant Burgdorf 1871; Grossvater der Frau Prof. Steinmann (Anm. 1/1)
⁸ *Grieb*, Ludwig (1816–1891), Käseexporteur, Burgerratspräsident, Mitglied der Mittelschulkommission 1857/60 und 1869/86
⁹ Frau *Grieb*: geb. *Blanc* von Lausanne (1824–1893)
¹⁰ Liederkrantz: vgl. *Stalder*, J. F.: Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes des Liederkrantz Burgdorf 24. April 1898, Burgdorf 1898
¹¹ Anti-Xanthippen-Verein: es gibt 2 Photos von ihm von *L. Bechstein* sen. von 1880 und 1885; vgl. auch *G. Roth & Co. AG*: Gedenkschrift über 100 Jahre einer Exportfirma für Emmenthalerkäse, Burgdorf 1948, 119 und 186, Anm. 83
¹² Italiener-Klub: Er setzte sich aus Mitgliedern des Liederkrantzes zusammen und war 1883 gegründet worden. *Stalder* (s. Anm. 10) schreibt S. 85 f: *Dieser hatte sich bei Anlass einer Reise nach Genua aus den Herren*
F. Grossenbacher (Tierarzt),
Hans Schenk (1846–1917, untere Mühle),
E. Klötzli (1842–1921, Messerschmied, Vater von Ernst, Messerschmied, und Hans, 1891–1931, Chefred. NZZ),
G. Strelin (Gustav S., 1832–1908, ab 1871 Dir. der Brauerei Steinhof),
Hans Dinkelmann-Dür (Inh. v. Dinkelmann & Cie., Eisenwaren und Molkereigerät, 1850–1929, Vetter des Regierungsrats),
J. F. Dür (1850–1937, Jakob Friedrich D., Oberstadtweg),
J. Bolliger,
Fritz Aeschbacher (Commis in der Flachsspinnerei),
P. Eggenwiler (Peter E., ab 1888 Drucker und Redaktor des Berner Volksfreunds zuäusserst am Alten Markt),
A. Zollinger (Alfred Z., 1850–1937, Färberei, Burgergasse 496)
u. a. konstituiert.
Es gibt von ihm eine Photo von *L. Bechstein* 23. 10. 1887 im Rittersaal (s. Tafel 4).

zu Kap. 4 (S. 145)

- ¹ *Grieb*, Eugen (1854–1929), Fürsprech, Oberst, jüngster der 4 Söhne Ludwigs, Schwiegersohn Reichenbachs (Anm. 3/2), Grossratspräsident 1897/8, Präsident der Mittelschulkommission 1893/1920

zu Kap. 5 (S. 146)

- ¹ *Luterbacher*, Franz (1850–1924), Altphilologe, Vater des Rektors Otto L. – Sein Bildnis s. *Bertholdia* Burgdorf 1882–1982, 37
² *Vollenweider*, Karl (1861–1940), der spätere Direktor des Technikums 1894/1932

³ *Stickelberger*, Heinrich (1856–1931), Germanist in Burgdorf 1880/94, dann am Seminar Bern

⁴ *Wegelin*, H., Lehrer in Burgdorf 1885/90, dann an der Kantonsschule Frauenfeld

⁵ das Haus Grossenbacher: Mühlegasse 7, 1890 erhöht

⁶ *Ehrensam*, Pfr. Emil (1842–1909), Vater von Scheurers Klassenkamerad Paul, Mitglied der Mittelschulkommission 1886/1909

zu Kap. 6 (S. 150)

¹ Onkel *Steinmann*: Niklaus *Steinmann-Mauerhofer* (1844–1900), Garnhandlung, seine Frau Nichte 3. Grades von Fritz Mauerhofer (Anm. 3/7)

² *Münger*, Friedrich, Geschirrhandlung Kirchbühl 9, später Kreiskommandant

³ *Flück*, Friedrich (1826–1895), Turnlehrer 1876/95

⁴ *Stettler*, Johann, Amtsschreiber 1876/95

⁵ *Bögli*, Hans († 1897), Mathematiklehrer 1872/97

⁶ *Liechti*, Emil (1872–1932), Dr. med. in Langnau, Vater der Ärzte Emil und Max, wetteiferte mit Scheurer um den Platz des Primus und später als Helveter gegen den Zofinger.

zu Kap. 7 (S. 159)

¹ *Dürrenmatt*, Ulrich (1849–1908), Grossvater sowohl des Nationalrats wie des Dichters

² *Grieb*, Ernst (1845–1928), Käseexporteur, 1. Sohn Ludwigs, Oberstbrigadier, Nationalrat 1890/3

³ *Grütter*, Karl (1859–1916), 2. Pfarrer, Rektor 1894/1916

zu Kap. 8 (S. 165)

¹ *Bähler*, Karl Wilhelm († 1891) Pfarrer in Oberburg 1868/91, Mitglied der Mittelschulkommission 1875/90. Bei ihm war u. a. Emil Liechti in Pension (Anm. 6/6). – Der Predigtbesuch erfolgte am 11. 5. 1890 (Protokoll der Bertholdia vom 10. 5. 1890, s. Beilage 3)

zu Kap. 9 (S. 175)

¹ *Burckhardt*, Gustav A., Dr. chem., am Gym. 1890/4, am Tech. 1894/1927, gen. Bourbacki

zu Kap. 10 (S. 181)

¹ *Grossenbacher-Schneeberger*, Verena (1816–1889)

² *Grossenbacher*, Johann (1816–1868). Er besass den grossen Schweikhof, den seine Nachkommen 1890 verkauft haben.

³ *Ryser*, Anton, Vater des Anton (1868–1948), der nach ihm die Mühle im Oberrinderbach besass.

⁴ *Minder*, Johann († 21. 10. 1886), Verwalter auf Thorberg seit 1874

⁵ *Minder*, Eduard, Matur 1893, später Dr. med. in St. Gallen

⁶ *Minder*, Friedrich (*1864), Dr. med., Grossrat 1910/4, Nationalrat 1911/9 (HBLS V 117)

zu Kap. 11 (S. 194)

¹ *Lindt*, Otto Hermann (1872–1939), Fürsprech, ab 1920 Stadtpräsident von Bern

² v. *Müller*, Richard (1872–1924), Hofwil, 1901 Vizepräsident der Bernischen Kavallerie-Offiziersgesellschaft, Grossrat

3. Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen

Tafeln

- Tafel 1 *Karl Scheurer* am Gymnasium Burgdorf, 3 Photos von *Louis Bechstein* sen. (1848–1923); oben am 26. 9. 1887 als Kadettenfähnrich, unten am 15. 2. 1891, vor der Matur; je 12 Kabinettbildchen zu Fr. 10.–.
- Tafel 2 Die Bertholdia am 22. 9. 1889, Photo ebenfalls von *L. Bechstein*, 17 Quartabzüge à 3.– = Fr. 51.–; – von lk. n. rt., *stehend*: *E. Rickli* v/o Flott von Laupen, Fux; *Henri Chastellain* v/o Gambrinus von Lausanne, Fux; *Fritz Steinmann* v/o Topf von Worb, Fux; *Fritz Moser* v/o Nero von Herzogenbuchsee, x; *Paul Ehram* v/o Hinz aus Burgdorf, Fux; – *sitzend*: *Ernst Hofmann* v/o Schluck, Sutz-Lattrigen, Fux, weggezogen April 1890; *Alb. Müller* v/o Pan aus Beatenberg, xxx; *Max Ris* v/o Spitz aus Leissigen, FM; *Otto Lüthi* v/o Maudi von Kleindietwil, CM; *Ernst Kopp* v/o Braun aus Bern, xx; – *vorn*: *Emil Liechti* v/o Buch von Langnau, Fux, ausgetreten 26. 4. 1890; *Karl Scheurer* v/o Fink aus Gampelen, Bierfux, an einem Fass von 1888 der Brauerei Steinhof. – Platte im Bürgerarchiv.
- Tafel 3 Die Bertholdia, während der Suspension, am 17. 8. 1890, Photo ebenfalls von *L. Bechstein* zum Preis wie oben; – v. lk. n. rt., *stehend*: *H. Grosjean* v/o Loch, Fux; *E. Schweizer* v/o Raab, Fux; *Max Trechsel* v/o Moor, Fux; *F. Steinmann* v/o Topf, x; *M. Schüpbach* v/o Blitz, CM; *K. Scheurer* v/o Fink, Freibursch; *F. Moser* v/o Arcus, 26. 9. Bursch; *J. Otti* v/o Sinus, Fux; – *sitzend*: *M. Wagnerv* v/o Sultan, Fux; *W. Roggen* v/o Paris, Fux; *E. Rickli* v/o Flott, FM; *H. Chastellain* v/o Gambrinus, xxx; *Paul Ehram* v/o Hinz, xx; *F. Gutjahr* v/o Cyrus, Fux, ausgetreten; *A. Masel* v/o Pipin, 26. 9. Bursch; – *vorn*: *M. Neuhaus* v/o Fisch, 26. 9. Bursch; *F. Hürzeler* v/o Petz, Fux, relegiert und ausgetreten.
- Tafel 4 Der *Italiener-Klub* am 23. 10. 1887, Photo ebenfalls von *L. Bechstein*, 12 Quartabzüge = Fr. 36.–; – von lk. nach rt., soweit bekannt, *sitzend*: *Fritz Grossenbacher-Roth* (1858–1924); *J. F. Dür-Miescher* (1850–1937); *Gustav Strelin* (1832–1908)? *F. E. Klötzli-Dür* (1848–1923); Unbekannter; – *stehend*: *Ernst Ziegler*?; *Niklaus Steinmann*?; *A. Zollinger*?; *Alfred Marfurt*? (1852–1921); *Hs. Dinkelmann-Dür* (1850–1929); *Hans Schenk* (1846–1917).
- Tafel 5 oben Haus *Metzgergasse 6*, Photo *A. Käser*, vor dem Brand, nach 1890. Nächst der Haustür der Eigentümer *Beda Brögli* (1852–1917), Apotheker; links das Radhaus der Mühle.
- Tafel 5 unten Der alte *Badweier* 1885/1928, ganz hölzern; rechts dahinter der Geräteschopf des Turnplatzes.
- Tafel 6 oben Die *Mühle Ober Rinderbach*, Affoltern, Photo *A. Roth* 27. 11. 1977. – Der zweigeschossige Riegbau auf hohem Mühlesockel ist bezeichnet BM·AR·ZM·HZ·1843 = Baumeister(-herr) *Anton Ryser*, Zimmermeister *Johann Z...* (bleibt zu bestimmen).
- Tafel 6 unten Der *Schweikhof*, Photo *A. Roth* 19. 8. 1984. – In der Mitte der ehem. *Stammsitz* der Grossenbacher, 1912 neu gebaut; rechts daneben das helle Dach des *Speichers* von 1818 und gleich links dahinter das Dächlein des *Rossstalls*, den Joh. Grossenbacher 1854 errichtete und mit seinen Initialen bezeichnete; weiter rechts das kleine *Stöckli* von 1771, 1838 erneuert; ganz links das neue *Chalet* der heutigen Besitzerin Lydia Zürcher.

Abbildungen im Text

- Seite 142 *Jh. Fr. Wermuth* (1857–1928): Federzeichnung zu *Emil Günter* (1853–1927): «*s Järbsyte-Peters Gschichtli vom alte Napolion u vom Chräjbüel*», Bern 1908, nach S. 74, «*Rosshandel*»: Mitglieder der Pferdezüchtgenossenschaft Burgdorf führen in Hasle dem Einkäufer Napoleons, Chräjbüel, den Spitzhengst «Cavour» vor; vorn rt. der Präsident, Tierarzt *Grossenbacher*, neben ihm, mit dem Hengst, *Hs. Burkhalter*, Obermühle, Hasle (Obermüli-Hänsu), ht. dem Hengst *Ferd. Roth*, lk. von ihm *August Meister*.
- Seite 172 Schluss des siebenseitigen Sitzungsprotokolls in der deutschen Schrift des xx *Scheurervon* Samstag, dem 24. 1. 1891 in der Pfistern, Burgdorf. Protokollbuch VI im Archiv der Bertholdia Burgdorf.